P. o. germ.
289
t

P.O. germ. 289t = Eckartshausen

Comparavit
P. Anianus
Hornspuecher
Ben. Rotens.

Fischer Sc. Mon.

Weissenhahn sc.

Laura Spinelli.

Copien

nach

wahren Originalien

menschlicher

Charaktere.

Geschrieben

von dem Hofrath von Eckartshausen.

München,

bey Joseph Lentner. 1788.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Sollte sich einer oder der andere auch wider meinen Willen getroffen finden, so denke er, daß es nicht meine Schuld, sondern die Schuld des Zufalles und der Aehnlichkeit ist, und begnüge sich mit dieser meiner Erklärung, daß ich es so wenig mit böser Absicht gethan habe, als hätte ich einen Pfeil von Ohngefähr über ein Dach geschossen, und hätte ihn verwundet: oder aber als wäre ich ein Mahler gewesen, hätte Menschenzüge gezeichnet, und hätte die seinigen getroffen. —

Schakesspear. — —

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Bayerische Staatsbibliothek München

Innhalt.

Seite

Szenen aus der Natur. 3

Ein Volkslied am Morgen. 4

Die Versorgung in der Stadt. 5

Er war arm und doch reich; denn sein Reichthum war sein Kind. 12

Ein Lied, das Thema im Kerker sang. 14

Betty, und sie war verführt. 17

Wiegenlied an ein Mädchen. 31

Betty, und sie hatte keinen Vater mehr. 33

Mein Gesang. 47

Betty lernte die Welt kennen. 49

Und solche Charaktere fand Betty in der Stadt. 58

Betty ward das Opfer der Feigheit und Menschenfurcht. - 65

Betty lernt die Schwazhaftigkeit der Stadtmenschen kennen. 77

Betty erfährt, was Schwazhaftigkeit und Ehrabschneiderey in Städten ist. 81

Der Modehut. 88

Falsche Politik der Sachwalter. 92

Ueber Betty und Lord Humfred wird das Urtheil gesprochen. 97

Mein Traum in einer Frühlingsnacht. 105

Die

Seite.

Die Geschichte des jungen von Mühlthales. 119

Marie Roser. Eine wahre Geschichte. 145

Karl Mannthals Geschichte. Eine wahre Erzählung. 161

Die Hütershütte auf dem Hirschanger. 175

Die Familie Gerner. 177

Ardostan. 193

Baron Krippe. Eine Fabel für stolze Jungen. 196

Der Liebes Ritter. 201

Morgenlied. 209

Der Bürger und Soldat. 211

Elmire. 214

Die Bethschwester. 218

Das Vergiß mein nicht. 215

Der betrogne Kaper. 229

Die alten und die neuen Zeiten. 234

Hieronymus wird klug. 241

Lucera. 249

Der Werth des Bürgermannes. 254

Luise von Zellenbach. 257

Die Abwesenheit des Geliebten. 264

Ein Wiegenlied. 267

Trost wider die Furcht des Todes. 270

Marie Zinetti und Laura Spinelli. 273

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Mit wahrem Wonnegefühle vernahm ich, daß sich manche um die Fortsetzung meiner Blätter erkundigten, und meine Erzählungen, die ich eine Zeitlang unterbrach, wieder zu lesen wünschten. Ich setze sie mit dem Vergnügen wieder fort, mit welchem ich sie vor einigen Jahren anfieng. Freude ist es für meine Seele, und Belohnung für mein Herz, wenn ich nur zu einer halben vergnügten Minute eines einzelnen Menschen beytragen konnte.

Was kann ich für die Menschheit thun, als Erzählen? — Im Ganzen bin ich so ein unbedeutendes Ding, das vielleicht nicht im Stande ist, eine Mücke glücklich zu machen. — — Aus meinen Erfahrungen sollen andere klug werden; aus meinen Thorheiten andere lernen, was Thorheit ist. Aufrichtig handle ich mit der Menschheit gewiß, und jedem will ich wohl, wer er

auch immer seyn mag: nur wollt' ich wünschen, daß ich die Menschen auch ganz überzeugen könnte, daß ich nie die Wonne des Lebens wahrhaft fühlte, als in den Stunden, in denen ich der Tugend getreu war. Entfernt von ihr, ist jedes Vergnügen nur ein Scheingut; es lohnt uns bald mit Bitterkeit, und überzeugt unsre Herzen, daß die Gesetze, die die Religion in unsere Seele legte, Gesetze der Liebe sind, ohne welchen die Menschheit nicht glücklich seyn kann.

Nie fühlte ich mich grösser, nie war ich ein besserer Mensch, Gatte, Vater, Freund, als in der Stunde, in der ich aufmerksam auf ihren Zuruf war: nie hingegen fühlte ich mich elender, nie weniger werth im Zirkel der Menschen zu leben, als wenn Irrthum mich von ihren Wegen entfernte. O könnte ich dieses Gefühl jedem einflössen, jedem laut sagen, daß nur Rückkehr zur Tugend der Weg zum wahren Glücke sey.

Wir klagen über das Elend der Welt, und wir sind selbst die Schöpfer unsers Elendes. Wären wir unsern Pflichten getreu, liebten wir Gott und unsern Nächsten, o wie glücklich wäre unser Leben! — Gott verlangt so wenig von uns — — Dankbarkeit und unser eigenes Glück, dies ists alles, was er fodert.

Man-

Mangel seiner Selbstkenntniß und unsers wahren Wohls sind die Ursachen unsrer Verirrungen; Leichtsinn, schlechte Erziehung, Mangel an Unterricht, und böse Beyspiele entfernen uns von ihm: und er harret unser, lächelt uns zu, daß wir wieder zurückkehren. — — Doch über langes Moralisiren schläft man gern ein; Beyspiele bewegen besser, sind anschauender und reizender. Ich sammelte herrliche und auffallende Beyspiele: ich will sie mahlen diese Gemälde englischer Schönheit; — o möchte ein Engel meinen Pinsel führen, und dem Gemälde den Geist geben, der die Menschheit rühret! — —

Szenen aus der Natur.

Der Aufgang der Sonne.

Wer kann die Sonne aufgehen sehen, ohne die Majestät der Gottheit zu bewundern? Wie herrlich hangen die Thautropfen an den Blumen! Wohlgerüche düften in den Gründen; Die Lerche hebt sich in den Feldern empor, und singt ihr Morgenlied. Der Bach rollt mit schaumenden Wogen die grünen Wiesen hinab, und tausend

und tausend Funken glänzen auf seinen Fluthen. — — Für wen ist diese Herrlichkeit bereitet? — Für uns alle — — für den König, wie für den Bettler.

Wir sind also in Gottes Augen alle gleich: welch ein erhabner Gedanke! — — So sagte sich Thomas, ein alter Bauer, der mit seinem Nachbarn einen Prozeß hatte. Er gieng hin, klopfte an seine Thüre, fiel ihm um den Hals, und verglich sich mit ihm. Wir wollen wieder Freunde seyn, sagte er, denn wie könnte ich länger auf dich zörnen, da du Gottes Kind bist wie ich; da diese schöne Sonne über deinen Scheitel glänzt, wie über den meinen, da Gott unser beyder Vater ist. — —

Ein Volkslied am Morgen.

Ruhig, sorglos, ohne Kummer
lagen wir im sanften Schlummer
in dem Schoos' der stillen Nacht:
nun sind wir am heitern Morgen
zu der Freude, nicht zu Sorgen
wieder fröhlich aufgewacht.
Ruh' erquickte unsre Glieder;
munter nun zur Arbeit wieder!
Arbeit schaft dem Menschen Brod,

Und

und wird uns der Höchste segnen,
wird das Brod wie Manna regnen;
unser Vater ist ja Gott.
Um euch, liebes Weib und Kinder!
wird die harte Arbeit linder:
Gott, der uns den Segen giebt,
läßt uns das, was wir genießen
o gewiß — gewiß ersprießen
denn er ist es, der uns liebt.
Vor ihm wollen wir stets wandeln,
stets nach den Gebothen handeln
uns dem Glauben gänzlich weihn:
keinen Menschen je betrüben,
unsre Feinde selbst noch lieben,
und in Gott denn fröhlich seyn.
Alles, was wir thun, soll Bitte,
jeder unsrer kleinsten Schritte
soll dir, Gott! zum Opfer seyn.
Gieb uns deinen heil'gen Segen,
lächle uns mit Gunst entgegen,
und laß uns des Lebens freun! —

Die Versorgung in der Stadt.

Schön und angenehm war die Gegend, in der Thema lebte. Die Seine floß durch das blumenvolle Thal, wo das unschuldige Mädchen die Tage ihrer ersten Kindheit wegtändelte. Rings

um die Wohnung ihrer Eltern stunden wonnevolle Gebüsche. Hier sah man keine prächtigen Palläste; die Werke der Eitelkeit und des Stolzes verbargen ihre Wipfel nicht in den höchsten der Wolken; das Gerassel der Carossen störte hier den Denker nicht in seiner Ruhe, und ausser der Flöte des Schäfers, und dem Geblöke der Lämmer und den Liedern der Vögel und dem Rauschen der Bäche hörte man hier kein Getümmel.

Keine blasse Gesichter, ausgezehrt von Wohllust und Gelüsten schlichen mit langsamen Schritten in dieser Gegend, liebevolle Mädchen, munter und leicht, sammelten sich am Morgen, und sangen Wonnelieder beym Aufgange der Sonne. Niedlich und rein war ihr Putz, ungeschmünkt ihre Wangen — nachlässig das Spiel der Westwinde ihre Haare. — Ihr Spiegel war die Quelle oder der Bach, und eine Blume blühte an ihrem geheiligten Busen. — — Unter diesen Kindern der Unschuld war Thema. Sie übertraf die Mädchen der Gegend an Schönheit und Tugend — gleich der Rose, die ihr Haupt aus dem Gebüsche hervorhebt, und die anderen Blumen an Schönheit beschämet, die die tausendfarbigen Fluren decken. Ihr Wuchs war schlank, zart waren ihre Glieder; ihre Haare glichen der Arlesbeere an Schwärze; lang flos-

sen

sen sie ihren Rücken hinunter, und waren mit Bändern durchflochten und mit Rosen besteckt. Unschuldig war ihr Auge und schmachtend ihr Blick. Sie war im vierzehnten Jahre; kannte die Liebe noch nicht. Wenn sie schlummerte, so sah sie in ihrem Schlafe ihre Lämmer und ihre Heerde; sie träumte von den Blumen, die sie pflückte, und von den Gegenden, wo sie spielte. Ohne Sorge erwachte sie am Morgen; ihre Augen öffneten sich freudig dem aufgehenden Lichte der Sonne. Mit einem Worte: sie wachte am Morgen ohne Sorge auf, und legte sich am Abend ohne Kummer nieder. Alles, was sie sah, war ihr werth. Bald pflückte sie Blumen und flocht Kränze davon für ihre Eltern; bald wählte sie verschiedene Bänder für ihre Gespielinen: bald putzte sie ihr Lämmchen und zierte es niedlich mit Bändern und Blumen.

Lykas war ihr Vater — ein edler, wackerer Mann. Er war arm, aber gut. Seine Hütte stund jedem Reisenden offen; seine Früchte und sein Brod theilte er mit jedem Dürftigen. Er hatte viele Kinder. Thema war die älteste seiner Töchter.

In der Nachbarschaft lebte eine Gräfin; sie sah Thema, und gewann sie lieb. Gebt mir eure Tochter, sagte sie zu dem alten Lykas, ich will

sie

sie versorgen; ihr habt ohnehin viele Kinder. Ich gieb euch meine Tochter nicht gerne, sagte der Alte; sie ist mir lieb. Ich will es, sagte die Gräfin; es soll euer Unglück nicht seyn. Nun mußte Thema fort. Da weinte sie zum erstenmale; sie weinte um ihre Gespielinen, um ihre Blumen und um ihr Lämmchen. Armes Kind! — —

Schon war sie in der Stadt, und sie weinte noch immer. Am Morgen flossen ihre Thränen, und bey der Nacht saß sie am Fenster, sah die Sterne an, und weinte wieder.

Es war an einem Morgen, da kam ein junger schöner Mann auf ihr Zimmer. Sie sah ihn das erstemal, und kannte ihn nicht. Gutes Mädchen! fieng er an, du dauerst mich.

Thema.

Ich dich dauern? — Wer bist du? Du mußt recht gut seyn. Ich dich dauern — — da weinte sie nun stärker.

Der Fremde.

Trockne deine Thränen, sie schmerzen mich.

Thema.

Dich schmerzen! — Du nimmst also Antheil an meinem Kummer? — Da fiel sie ihm um den Hals und weinte wieder, und der Fremde

de küßte sie. Erzähle mir, fuhr das Mädchen fort, von meinem Vater, von meinen Schwestern; und er erzählte ihr, und nun war sie ihm gut — von Herzen gut. Oft wünschte sie sich stets um ihn zu seyn, und er kam fast jeden Abend wieder, und sagte ihr, daß er sie liebe.

Das freut mich, erwiederte das Mädchen; ich liebe dich auch, so wie ich meine Schwestern liebe, und du liebst mich, wie mich mein Vater liebte.

Der Fremde.

O ja!

Thema.

O wie bin ich nun glücklich, nun bist du meine Freude.

Da nahm sie eine Blume aus ihrem Busen, und steckte sie ihm in seine Haare, und spielte mit seinen Locken.

Die Gräfin war abwesend. Der Tod eines ihrer Verwandten nöthigte sie nach London zu gehen. Ganze vier Monate blieb sie aus. Mittlerweile hatte Thema jeden Abend ihren Besuch von ihrem Freunde. Ungeduldig erwartete sie die Stunde, in der er kam, und genoß Wonne in den Armen der Liebe. Nun kam die Gräfin wieder, und freudig hüpfte ihr Thema entgegen;

aber ein fürchterlicher Blick scheute sie zurücke. Fort! sprach sie, fort, du Unverschämte! ich weiß alles.

Thema.

Was weißt du? — Daß ich liebe — das darfst du ja wissen: ich kam ja nun, um es dir selbst zu sagen.

Gräfin.

Unverschämte! was getraust du dich! — Mein Mann — —

Thema.

Dein Mann! — — da sank sie ohnmächtig hin, und unbarmherzig schleppte man sie fort, und als sie erwachte, war sie in einem finstern Kerker. Da streckte sie nun vergebens ihre Arme aus, vergebens rief sie da um Mitleid; alles, was sie umgab war hart, wie das Eisen, das ihre Hände fesselte.

Ach wie schwer ist der Traum, den ich träumte! sagte sich das Mädchen, denn sie kannte die Menschen zu wenig, um zu glauben, daß alles dies Wahrheit sey. Kröten waren ihre Vertraute, und Nattern ihre Gespielinen. Mit diesen theilte sie das schlechte Brod, das man ihr gab. Sie spielte mit den Nattern wie mit den Lämmern, spielte, und kannte nicht die

Schäd-

Schädlichkeit dieser Thiere. Nur seufzte sie manchmal tief um ihren Vater, um ihre Schwestern und ihren Geliebten.

Als sie einst starr in Gedanken saß, kam eine der giftigsten Vipern, und näherte sich ihr. Da hast du Brod, sagte Thema, sonst hab ich nichts. Es hungert dich, armes Thier. Da streckte sie ihren Arm nach dem Wurme, und streichelte ihm, und er wand sich mit Krümmungen um ihren Arm, und Thema küßte das Thier, das sie tödtete. Eine Schleife aus ihrem Haare wand sie dem Wurme um seinen Leib, und zierte ihn damit, wie sie einst ihr Lämmchen zierte. Sanft in ihrem Busen gestattete ihm Thema täglich seine Wohnung, bis endlich der Undankbare sie mit seinem Stahel verletzte. Grausamer! schrie sie, ich habe dir Gutes gethan, und du lohnst mir so! — Da schwoll ihr Busen hoch, und tödtend drang das Gift in ihr Herz. Sie röchelte, und die letzte Stimme war: mein Vater! — meine Schwestern! — mein Geliebter! —

Zur Erde gestreckt fand man die Todte, und Lächeln der Unschuld war noch auf ihren kalten Lippen. Man öfnete ihren Körper, und unter ihrem Busen lag ein Kind der Liebe — getödtet, eh es die Sonne sah. Von Niemanden beweint verscharrte man die Unglückliche auf

dem

dem Kirchhofe, und die Dame gieng täglich zu Spiel, und der Graf auf die Jagd und zu Mädchen. Sie spielten und lachten, assen, und tranken, als wenn nichts in der Menschheit geschehen wäre. Es geschah auch wirklich nichts für die Stadt, wo man die Verführung der Unschuld für nichts hält, und wo die Tugend so wenig Werth hat.

Er war arm und doch reich; denn sein Reichthum war sein Kind.

Gedrückt unter der Last der Jahre seufzte der alte redliche Simon. Er war ein armer Taglöhner, und das Tagwerk seines Lebens war mühselig und hart. Er lebte seine Tage über sparsam, denn was kann der Arme sich zu gute thun, der mit der harten Arbeit sich so wenig verdient, daß er kaum sein Leben fristen kann.

Doch war er in seinen jungen Jahren vergnügt; sein Gewissen lastete ihn mit keinem Vorwurfe; er erfüllte die Pflichten seines Standes, und dankte Gott aus redlichem Herzen für seine Gesundheit. Simon hatte ein gutes Weib; aber sie starb: nun hatte er niemanden mehr als eine Tochter. Sie diente. Einst ward ihr Vater krank; sie mußte den Dienst verlassen; ih-

re Pflicht rief sie zurück. Ihr Vater ist ohne Unterstützung, wer soll ihm helfen als sein Kind? — — Sie kam zurück in die Stadt, da war sie nun bey ihrem alten kranken Vater im fünften Stokwerke. Ein hölzerner Stuhl, ein schlechter Tisch, ein Strohsack und eine wollene Decke waren all seine Geräthschaften. Er konnte sein Lager nicht mehr verlassen, konnte sich nichts mehr erwerben: er lebte von der Handarbeit seiner Tochter; sie spann und strickte. Das, was sie erwarb, war nicht hinlänglich für beyde. Sie aß nur alle drey Tag eine Wassersuppe, damit sie doch täglich etwas weniges von einer Fleischsuppe ihrem Vater reichen konnte. Gutes Kind! sagte der alte Vater, du giebst mir ja alles, und du behältst nichts für dich — — o daß es auch Gott segnen möchte! erwiederte die fromme Tochter, und küßte ihren alten Vater, und eine Thräne netzte seine starre Hand. Gott wird es vergelten — vergelten! — so sprach er, und starb. Gram und Verdruß und der lange Krankendienst erschöpften das Mädchen so, daß es auch sehr schwer erkrankte. Nun war die Arme fast ganz ohne Hilfe; eine alte Nachbarin besuchte sie von Zeit zu Zeit, und gab ihr manchmal ein Stück Brod und etwas Wasser.

Doch murrte das gute Kind nicht wider die Vorsicht; ihr ganzes Gebeth war: — Gott! du

weißt

weißt es, warum dieses alles geschieht. Das Mädchen ward von Tag zu Tag schlechter, man hollte ihr einen Geistlichen. Dieser Mann, der ein würdiger Priester war, erzählte diese Geschichte bey einem seiner Freunde, einem wohlhabenden Bürger und Wittwer. Das muß ein recht gutes Geschöpf seyn, sagte er; so ein Mädchen wünscht' ich mir zum Weibe. — Da gieng der Bürger hin, sah das kranke Mädchen, tröstete es, und sorgte von Stund an für dessen Unterhalt. Sie ward bald wieder gesund, und er heurathete sie. Diese gute Tochter ist nun so ein gutes Weib, als sie ein frommes gutes Kind war, und der Bürger, der bey der Wahl seiner Gattin auf Tugend und Frömmigkeit dachte, ist mit ihr so glücklich, als es sein redliches Herz verdient.

Ein Lied, das Thema im Kerker sang.

O wie düstern sind die Mauern!
  O wie sind die Ketten schwer!
Muß ich wohl hier ewig trauern?
  Keine Hofnung für mich mehr? —

Armer Vater! wenn ich könnte
  Nur dich einmal wieder sehn;
Schwester! — nach der ich mich sehnte,
  O du hörest nicht mein Flehn.

Lämmchen! das auf holder Weide
Noch vor einem halben Jahr'
Meine ganze Seelenfreude,
Meine ganze Wonne war:

Lämmchen! ach könnt'st du es wissen,
Wie ich nun so elend bin!
Meine Stunden zu versüssen,
Denk' ich öfters auf dich hin.

Ganz entfernt von Freud und Wonne
Leb ich hier in düstrer Nacht:
Sehe nie die holde Sonne,
Nie der Fluren edle Pracht.

Mein Gefährte ist die Schlange;
Gräßlich schlingt sie sich um mich:
Und doch wird mir niemal bange,
Auch die Schlange liebe ich.

Lieben muß ich — meiner Seele
Ists Bedürfniß — dieses Thier:
Wenn ich so die Stunden zähle,
Ists getreu, und stets bey mir.

Gräßlich — ja — ist wohl ihr Blicke,
Doch scheint er mir manchmal schön;
Könnt' ich dieses Wurmes Glücke
Doch in seinen Augen sehn.

Oft vergeß' ich der Gefahren,
Streichle ihm mit sanfter Hand;
Winde ihm von meinen Haaren
An den Hals ein Rosenband.

Küß' ihn denn, und glaub zu küssen —
Gott! ein Wesen das mich liebt.
Nur die Liebe zu vermissen,
Ist, was mir Verzweiflung giebt.

Ist

Ist die Liebe denn Verbrechen?
Nein, Natur! du sagst es mir:
Alles muß von Liebe sprechen,
Liebe ist ja ganz in ihr.

Doch Verführung — welch ein Name!
Gott! die Täuschung kannt' ich nicht.
Rein war meiner Liebe Flamme —
Gott! — ich höre, wie er spricht.

Liebe schwur er mir, und sagte,
Daß ich alles für ihn sey.
Wenn ich ihm den Kummer klagte,
Ward mein Herz von Sorgen frey.

O wie liebt' ich! — welche Szene
War die, wo er bey mir war!
Ach wie oft floß eine Thräne
Auf sein blondes lokigt Haar! —

Ganz ward ich für dieses Wesen:
Keine Täuschung, keinen Trug
Konnt' ich in dem Manne lesen,
Für den dieser Busen schlug,

Und doch konnte er betrügen,
Und mich Arme hintergehn.
Könnt' ich doch im Grabe liegen! —
Liebe — — das war mein Vergehn.

Ach wie grausam war sein Scherzen,
Das mich grenzlos elend macht:
Doch Verzeihung seinem Herzen,
Wenn er jenseits auferwacht,

Doch ich lebe nicht, ich träume,
Meiner Ahndung trau' ich kaum:
Wenn ich all's zusammen reime,
War mein Seyn ein schwerer Traum.

Betty, und sie war verführt.

Eine Erzählung.

Dreyßig Meilen ungefähr von London entfernt lag ein Dorf, hier lebte Falop, ein Landmann. Erschöpft durch mühsame Arbeiten und entkräftet durch Alter genoß er der Ruhe in den Armen seiner Kinder. John nannte sich sein jüngerer Sohn, der zwanzig Sommer alt war, und Betty nannte sich sein Mädchen, das erst den vierzehnten Frühling sah.

Unbeschreiblich war die Sorgfalt dieser guten Kinder gegen ihren alten geliebten Vater. Dieser dankte der Gottheit jeden Tag, daß sie ihm Kinder gab, wie John und Betty waren.

Auf Falops Stirne war heitere Ruhe; sein Aug verkündigte, daß er arm und ohne Vorwürfe alt geworden. In Johns Blicke war Jünglings Feuer, und Redlichkeit auf seinen Wangen, und in Bettys Zügen war Sanftmuth und lächelnde Unschuld.

John und Betty waren glücklich durch die Unschuld ihrer Sitten, und Jalop war es durch das Bewußtseyn seiner Tugend. In den Armen der Liebe fühlte der alte Vater die Schwachheiten des Alters nicht; sein immer heiterer Blick, sein munterer Geist ließen ihn die lange Jahrenreihe vergessen, die er lebte. Reich genug, um den wenigen Bedürfnissen der Natur zu steuern, nährte sich diese Familie durch ihre Arbeit, war zufrieden und frey von Begierden.

Betty war keine der griechischen Schönheiten; aber ihre Bildung war lächelnd und sanft. Ihr unschuldiges Wesen malte sich auf ihrer Stirne. Die Heiterkeit ihres Gesichts, die Lebhaftigkeit ihrer Blicke, ihr ungezwungenes Wesen war so einnehmend, daß eine vollkommene Schönheit zu schwach gewesen wäre, den Blick des Jünglings auf sich zu ziehen, wenn er ihn je auf Betty geheftet hielt. Dieses gute Mädchen war nie unbeschäftigt; die häusliche Arbeit war ihre Freude; ihre Wünsche schränkten sich ein auf stilles Vergnügen, und ihr Herz war getheilt zwischen ihren lieben Vater und den geliebten Bruder. Weil sie die Menschen nicht kannte, liebte sie auch alle; ihr Herz öfnete sich jedem, wie die Blume sich den Thautropfen des Morgens öfnet; denn sie wußte noch nicht, daß

Betrug und Täuschung in der verderbten Natur des Menschen liegen.

Liebe ist das Bedürfniß edler Seelen — eine Leidenschaft, die für den Menschen von unendlichen Werthe ist, wenn sie nicht ihre Grenzen überschreitet. Sie gleicht einem angenehmen Bache, der durch blumenreiche Auen fließt, und die Zierde einer Gegend ist: wenn aber dieser ruhige Bach seine angewiesenen Grenzen verläßt, und mit fremden Wasser sich anschwellt, wird er zum verderbenden Strome, der Fluren und Auen verwüstet, die Hütte des Landmanns einstürzt, und Elend und Verderben weit umher in der Gegend verbreitet.

Unschuld und Sitten sind die Grenzen der Liebe; ohne diesen hört die Liebe auf Liebe zu seyn; sie wird aus einer edlen eine niedrige Leidenschaft — sie wird Wohllust. Der Wohllüstling liebt nicht; er sucht nur Befriedigung seiner Gelüste. Die Gegenstände, die er vorgiebt zu lieben, haben in seinen Augen keinen Werth; er liebt die Person nicht, er liebt nur sich, denn Liebe besteht nicht ohne Achtung. Wenn ich liebe, so muß mir das Glücke des Gegenstandes theuer seyn, den ich liebe: aber wie kann dieses der Wohllüstling? — Ehre, Achtung der Welt,

sind Güter, die im Staate den größten Einfluß auf unser Wohl haben; wenn ich nun diese dem Gegenstande raube, den ich zu lieben vorgebe, heißt das lieben? — Wahre Liebe gründet sich auf gegenseitige Achtung. Wenn man ein Mädchen nicht achten und schätzen kann, wie soll man sie lieben können? — — Soviel ich beobachtete, wollen alle Mädchen geliebt werden, und doch bemühen sich wenige, daß man sie hochschätzen könne.

Betty wußte von der Denkart der Stadt nichts, denn sie lebte zum Glücke der Reinheit ihrer Sitten auf dem Lande. Es ward Herbst, und jeden frühen Morgen gieng Betty hin, und sammelte die Früchte, die der Segen der glücklichen Jahrszeit waren. Eines Tages saß sie unter einem der früchtereichen Bäume, und zierte mit Blumen den Korb, und suchte die reifesten der Früchte für ihren Vater. Da stund ein Jüngling vor ihr; prächtig war sein Kleid und reitzend sein Antlitz. Er erboth sich ihr zu helfen. Betty sah ihn an, und ihr Blick war nicht verwirrt: Du willst mir helfen, sagte sie; wohl, so sammle Früchte, nimm zu deiner Labung, soviel du willst, und bring mir die übrigen für meinen Vater. Der Fremde heftete starr seinen Blick auf Betty; aber sie arbeitete fort,

wie

wie vor. Der Fremde war erstaunt über die Einfalt ihrer Sitten; sie hob sich auf, der Fremde küßte ihr die Hand, sie lächelte, er umarmte sie, und sie erröthete nicht. Engel! schrie er auf, der du bist! — Du bist wahre Unschuld, und nur so ein Mädchen suchte ich — — wie glücklich würde ich seyn! — — Mein Herr, erwiederte Betty, könnten wohl so arme Leute, wie wir sind, etwas zu ihrem Glücke beytragen? — — Da lachte er, und sah ihr ins Auge, und sie sah ihn an und lächelte. Ihr Lächeln war aber das Lächeln der Unschuld, und sein Lächeln verführerische Bosheit. Er stellte tausend Fragen an sie; und Betty beantwortete sie so ungekünstelt, so ganz natürlich, daß er wohl sah, daß das Mädchen ganz Unschuld, ganz Natur sey. Er küßte sie, und Betty reichte ihm ungescheut ihre Wange dar, denn was hätte sie Böses vermuthen sollen, da sie täglich ihren Bruder und ihren Vater küßte? — — Freut dich das, sagte sie, daß ich dich küsse?

Der Fremde.

O ja, Betty!

Betty.

Nun! so will ich dich recht oft küssen, weil du so gut warst, und sammeltest Früchte für meinen Vater.

Der

Der Fremde.

Ich darf dich wohl auch küssen?

Betty.

Warum nicht? — Mein Vater und mein Bruder küssen mich täglich. Ein Kuß ist ein Zeichen der Liebe, und sie sagten mir, daß man alle Menschen lieben soll: warum soll ich dich denn nicht küssen dürfen? — —

Da stund der Fremde tiefsinnig da, und wilde, stürmische Leidenschaft kämpfte in seiner Seele mit dem Eindrucke, den die Unschuld auf ihn machte.

Der Jüngling war der Sohn eines Mylords, erzogen in der Stadt und gewohnt zur Verführung. Feurig rollte sein wohllüstiges Auge unter seiner Stirne, feurig strömmte das Blut in seinen Adern. Er sah Betty mit unverwandten Blicke an. Da schauderte sie zurück. Bist du böse? rief sie traurig; deine Blicke sind fürchterlich. — Clingfort sank zu ihren Füssen. Ich sollte auf dich böse seyn, der ich dein Sklave, dein Anbether bin! — Da lachte Betty aus vollem Herzen. Was willst du? beuge deine Kniee nicht vor mir. — —

Cling-

Clingfort.

Ist sterbe. — —

Betty.

Ums Himmelswillen! — Sterben — und du liebst! — Ich liebe auch, und ich will nicht sterben. Sieh dort im Gebüsche — siehst du, wie die Nachtigallen sich lieben? — Ihre Stimme ist ganz Einfalt, ganz Natur. Glaubst du wohl, ihr Gesang sage, daß sie sterben wollen? oder siehst du, daß sie sich so beugen und knieen, wie du? — Wenn du mich liebst, so mußt du nicht mein Sklave seyn, denn Sklaven, wie mein Vater mir erzählte, tragen Ketten, und die Liebe lastet nicht. Ich könnte dich nicht in Ketten sehen. Du mußt mein Freund, mein Vater, mein Bruder seyn.

Clingfort.

Liebst du mich also auch, Betty?

Betty.

Ja! du bist schön, du gefällst mir, und du liebst mich, warum sollt' ich dich nicht lieben? —

Clingfort.

Weißt du denn, daß ich dich liebe?

Betty.

Du sagtest mirs ja, also muß es wohl so seyn, denn ich sagte nie, was ich nicht dachte.

Clingfort.

Und dein Vater. — —

Betty.

O mein Vater, der wird sich freuen; wir sind nun unser mehr; da wollen wir am Abend singen, und bethen und erzählen, und uns freuen, daß wir leben.

Clingfort.

Ja das wollen wir! — —

Die Sonne stieg über die Felder herauf, und herrlich war der Anblick des heiteren Tages. Die Vögel sangen im Gebüsche, und auf dem Felde ertönte die Schalmei des Schäfers. Betty schlummerte ein in Clingforts Armen, und nun siegte die Gewalt des Lasters über den Wohllüstling. Er genoß, und verließ Betty. Nach einer

Weile

Weile erwachte sie wieder, sah um sich her, sie rief: Clingfort! aber vergebens. — Hab ich geträumt? sagte sie, ja, es war ein Traum; denn wär' es Wahrheit gewesen, so wäre mein Geliebter noch da.

Clingfort war einer der Menschen, aus denen Zeit und Umstände das machen, was sie sind. Er war in einer grossen Stadt unter den Reichen erzogen; was wußte er von wahrem Menschengefühle? — Sein Herz war schwach und sein Charakter sinnlich. Einige Romane, die er laß, und einige rührende Schauspiele, die er aufführen sah, stimmten seine schwächlichen Nerven manchmal zum Eindrucke des Elendes. Er konnte z. B. eine Thräne bey dem Anblick eines Dürftigen weinen. Man nannte ihn gut, so wie man manchen Reichen gut nennt; ich wollte aber lieber sagen: schwach, denn Güte und Schwäche sind wesentlich unterschieden. Schwäche ist die Ursache der Empfindeley, und Güte die Ursache des wahren Menschengefühls.

Als Clingfort Betty verließ, war er ganz Liebe, ganz Treue. Ich habe die Unschuld verführt, sagte er sich, und Gott ist Zeuge der Absicht meines Herzens. Betty soll mein seyn! — Was ist das Glück des Hofes gegen das ländli-

che

che Vergnügen? — Die Tage an der Seite eines solchen Mädchens verleben — das ist Seligkeit. — — So sprach er einige Stunden mit sich selbst; als er aber wieder am Hofe war, waren alle seine Entschlüsse verschwunden. Sein Herz war lebhafter Empfindungen, aber keiner dauerhaften Leidenschaften fähig. Die Jugend fesselte ihn an das Vergnügen, und sein unbeständiger Charakter an die Abwechslung. Manche Stunde träumte er noch von Betty; aber dieser Traum verschwand wieder, wie ein Schattengesicht: Betty ward gänzlich von Clingfort vergessen.

So ist im allgemeinen der Charakter des Reichen: ich sage, im allgemeinen, denn es ist keine Regel ohne Ausnahme. — Heut bist du ihr Freund, sie überhäufen dich mit Schmeicheleyen und Höflichkeiten, morgen sind sie kalt wie Eis, und kennen dich nicht mehr. Ihr Herz leitet sie selten, sie werden meistentheils von den Umständen geleitet. Auferzogen im Ueberfluße kennen die wenigsten das Elend, und den Werth des Menschen. Immer mit sich selbst beschäftigt, von falscher Grösse und falscher Tugend eingenommen vertändeln sie die Zeit ihres Lebens, umrungen von niedrigen Schmeichlern und Sklaven. Diese fesselt Armuth und das Elend an

die Reichern, und stehen daher im Solde zur Vergötterung ihrer Thorheiten.

Vertieft in tausend Ideen kehrte Betty zu ihrem Vater zurück. Oefters öfnete sie schon ihren Mund, um ihm den sonderlichen Zufall zu erzählen: allein etwas, das sie sich selbst nicht erklären konnte, hielt sie zurück. Ich weiß nicht, sagte sie, war dieses alles ein Traum, oder Wahrheit? Wars ein Traum, was soll ich meinen Vater ängstigen? — wars Wahrheit, so ist der Jüngling fehlig, weil er mich verließ, und es wäre von mir unedel, ihn anzuklagen.

Der Mond beschien zum drittenmal mit vollem Lichte die Erde seit diesem Vorfalle, und Betty wähnte noch nie empfundene Gefühle. Traurig, ohne zu wissen warum, wandelte sie gern in einsamen Orten; sie weinte, ohne die Ursache ihrer Thränen zu wissen, und manchmal stützte sie stundenlang ihr Haupt auf Falops Schultern, und ihr Herz schlug heftig und stark. Mittlerweile trat eine rauhe Jahrszeit ein; die zunehmende Kälte störte die wankende Gesundheit des alten Vaters. Untröstlich waren John und Betty. Alles wandten sie an, was Zärtlichkeit und Liebe anwenden konnten, um den armen Vater von der Grube zu entfernen, der er so

nahe

nahe kam. Thränen bethaueten den Opferherd, den sie baueten, und Seufzer stiegen mit den Wohlgerüchen der Blumen, die sie der Gottheit opferten, zum Himmel auf.

Eines Tages, als Betty an dem Lager ihres kranken Vaters saß, bemerkte er die Veränderung, die in dem Mädchen vorgegangen war. Sorgfältig forschte er sie aus, und unschuldig antwortete Betty auf alle Fragen. Endlich entdeckte der gute Vater, daß Betty verführt war. Ohnmächtig sank der Alte hin, und Betty warf sich auf ihn, und wärmte seine kalte Lippen durch ihre Küsse, und hielt seine Seele durch ihren Hauch zurück, die bereits von seinen Lippen zu entfliehen schien. Sie wußte die Ursache dieses Zufalls nicht. Falop erhollte sich wieder; er hob seine Hände zum Himmel. Ewige Vorsicht! rief er auf, ich bethe deine heiligen Entschlüsse an. O Betty! meine Tochter! Komm, drücke dein Herz an das meine, uud deine Thräne fliesse mit der meinen. Ein Bösewicht — o Himmel! verzeih mir, daß ich einen Menschen anklage — ein Bösewicht hat dich entehrt. — Doch verzweifle nicht — du bist ein Engel — unschuldig und rein — deine Unschuld, deine Unerfahrenheit hat dich ins Verderben gebracht. Der Himmel, der der Schützer der Unschuld ist, wird auch dein

Schützer

Schützer seyn. Bey diesen Worten trat John ins Zimmer. Er kam und brachte stärkende Kräuter für seinen Vater: aber welch ein Anblick! — Betty war ausser sich, der arme Greis schwamm in Thränen. — John stund eine Zeitlang unbeweglich, endlich rief er auf: Vater! Schwester! was geschah — was fehlt euch? — — O Sohn! Ein Bösewicht mißbrauchte deine Schwester; sieh sie an — sie ist entehrt — verführt — geschändet. — — Er soll sterben, der Verführer! sagte John, beym Himmel! schwör ich ihm, er soll sterben, oder der Vater seines Kindes, und der Gatte meiner Schwester seyn.

Vater. O John! du kennst die Menschen noch zu wenig; deine Hitze reisset dich hin. Du würdest dich unglücklich machen, ohne deiner Schwester zu helfen. Höre mich. Des Menschen Antheil ist Leiden, laß die Rache dem Himmel über. Wenn die Tugend nicht verzeihen wollte, welchen Vorzug hätte sie vor dem Laster? — Geh, Sohn! Gott ist unser Richter; er sieht alles, und vermag alles. Die Ergebung in seinen heiligen Willen ist das Kennzeichen der Unschuld. Zähle auf seine Güte und Gerechtigkeit. Nach diesen Worten überfiel den alten Vater eine tödtliche Ohnmacht; Betty und John umfaßten den Sterbenden, als wollten sie mit ihm hinabstürzen in

die

die Kräfte des Todes. Zwo Stunden waren vorüber, bis Falop sich wieder erhollte; nochmal blickte sein schwaches Auge auf. Kinder! sprach er, mit einer Stimme, die leise wie die Stimme eines Menschen ist, der an der Schwelle des Todes steht, Kinder! sprach er, ich verlasse euch; mässiget euer Leiden. John, erhalte dich für deine Schwester; Betty, erhalte dich für dein Kind. Der Himmel will es, und euer sterbender Vater bittet euch darum. Du bist rein, Betty vor den Augen der Gottheit, und deine Unschuld wird dich rechtfertigen vor den Augen der Welt. John wird Vatersstelle an deinem Kinde vertreten. Ich überlasse euch soviel, daß ihr nicht den höchsten Bedürfnissen unterliegen dürfet. Liebet euch Kinder, und heiliget mein Andenken. Liebet Gott, und dienet ihm, und nichts wird im Stande seyn, euch das Glück eures Herzens zu rauben. Und du, höchstes Wesen! dem ich jede Freude meines Lebens schuldig bin; du, dem ich diese Kinder, ihre Liebe und Unschuld danke — du ihrer und mein Vater, höre meine Bitte — von den sterbenden Lippen eines Geschöpfs, das dich liebt und anbethet, höre meine Bitte für das Wohl meiner Kinder, erhalte sie im Guten, und empfange meine Seele in deinen väterlichen Schoos. — Hier starb Falop.

Ihr,

Ihr, die ihr es für nichts haltet, ein Mädchen zu verführen, und die Unschuld entehren Galanterie nennet, trettet her zu dieser Szene, und wenn keine Thräne des Mitleids euer Auge netzet, wenn kein Gefühl in eurem Herzen rege wird zur Theilnahme, so habt ihr die Menschheit ausgezogen. Unglückliche! habt ihr nicht auch eine Schwester, oder eine geliebte Tochter, oder eine theure Freundin? — Sagt, sind sie wohl frey von Verführung? kann sie nicht gleiches Schicksal treffen, wie die arme Betty? — — Ich bin wahrlich kein Bigott; weiß, daß wir Menschen sind und fehlen können; bin nachsichtig gegen menschliche Schwachheiten, besonders in der Liebe: aber wenn Liebe zum Laster wird, wenn sie die Menschheit entheiligt, Geschöpfe unglücklich macht, denn ist sie nicht Liebe; sie ist thierischer Gelust und Meuchelmord der Unschuld. Fluch der Menschheit über den, der die Unschuld schändete, und sie verlassen konnte. Er ist die Ursache aller Folgen.

Wiegenlied an ein Mädchen.

Schlummre, Mädchen! sanft den Schlummer
deines ersten Lebens hin:
Könntest du doch ohne Kummer
ruhig wie die Rose blühn.

Nun

Nun kennst du noch kein Verlangen;
sanft geniessest du der Ruh:
Unschuld dekt die holden Wangen
lächelt hold den Menschen zu.

Engel! was wird deiner warten?
um ein Mädchen schleichen sich
der Verführung tausend Arten.
O der Schöpfer schütze dich!

Ach! du würdest mich erbarmen,
sollt'st du die Verführte seyn:
o so schließ in seinen Armen
dich der Tod auf ewig ein!

Drangsaal würdest du erleben,
und ich liebe dich so sehr.
Willst du Trost mir Armen geben,
so erwache nimmermehr.

Betty,
und
sie hatte keinen Vater mehr.

Der beste der Väter war hin für die besten der Kinder. Das Unglück rief seine letzte Stunde früher herbey. Er war nicht mehr. John und Betty waren nun arme Waisen. Wer Eltern verlohren, und sie geliebt hat, o der weiß, was ihr Verlurst ist. Ach! trauriges Loos der Sterblichen! Natur und Liebe ketten uns an Wesen, denen wir unser Daseyn zu danken haben; Wohlthaten, die wir aus ihren Händen geniessen, verstärken täglich die Bande; Anhänglichkeit und Gewohnheit befestigen sie unauflöslich: — nun kömmt der Augenblick, der sie mit Gewalt zerreißet. Hingeschleudert in einen verlassenen Winkel weint das Kind vergebens Thränen des Gefühls auf die eiskalte Leiche seiner Eltern; ohne Freund, ohne Stütze ist es nun einzeln in der Welt, sich selbst und dem Schicksale überlassen ist es das Spiel des Zufalls, und manchmal das Opfer der Umstände.

Nur durch eigenes Gefühl, liebe Menschen! lernt man, was fremdes Gefühl ist. Wer nie eigenes Leiden empfunden hat, der wird gleichgültig zu fremden Leiden seyn. Vergesset doch nie, ihr Menschen! daß die Herzen all eurer Mitbrüder aus Nerven gebaut sind, die empfinden. Wenn der Elende um eure Hilfe bettelt, wenn ein armes Kind euch anspricht: Herr! schenkt mir, was es ist; ich habe keinen Vater mehr; ich bin eine arme Waise; niemand sorgt für mich; ich weiß nicht, wo ich Nahrung hernehme; ich bin ein Fremdling in der Welt, und kenne die Menschen nicht; ich sehe, daß ich in einer rauhen Gegend wandle, daß ich tausend Gefahren ausgesetzt bin. Ihr seyd ein Mensch, ich habe das Zutrauen auf euch, schützet mich; denkt an die Wohlthaten, die euch euer Vater erwiesen hat; Gott hat ihm das Leben vergönt, bis ihr versorgt wart; mir entriß er ihn aber eher; seyd also ihr so gut, und erfüllet diese heilige Pflicht der Menschheit; verlasset mich nicht ganz, denkt, daß ich auch ein Wesen bin, das euch gleichet, denkt, daß ich auch Empfindungen und Gefühle habe: schenkt mir was — nur etwas von eurem Ueberfluße — einen oder zween Kreuzer von dem, was ihr heut vernaschet oder wegschleudert; ich brauche es zu meiner Erhaltung: ich kann mir dafür nicht viel kaufen — nur schwarzes

Brod,

Brod, und doch bin ich darum froh, will euchs vergelten, will bethen, daß es euch der Vater der Menschen vergelten möge. Ich habe keinen Vater mehr; es war eine Zeit, wo er seine wenigen Kreuzer, die er durch harte Arbeit verdiente, zusammen trug, sie an seinem Munde ersparte, um uns Kindern die Befriedigung der höchsten Bedürfnisse zu verschaffen. Nun ist er nicht mehr, seine arbeitsame Hand unterstützt uns nicht mehr, seine Arme drücken uns nicht mehr an seine Brust, um uns vor Kälte und Elend zu schützen. Keine Thräne aus seinem Auge wäscht mehr das Blut von der Hand, wenn wir uns an Dornen geritzt haben. — — So däucht mich, daß die Natur aus dem Kinde spricht, wenn es uns sagt: schenkt mir doch was, ich habe keinen Vater mehr. — Wer überdenkt je diese Worte in ihrem ganzen Umfange? — Es ist unlängst, daß ich einen reichen, adelichen Jungen sah, den ein armer Knabe um Allmosen ansprach. Herr! schenkt mir was, sagte er und weinte, denn ich habe meinen Vater verlohren. Er ist ohne Zweifel gehenkt worden, erwiederte der Junker; so sorge, daß du bald nach kömmst, denn brauchst du nichts mehr. Und so gieng er fort, und ließ das arme Kind stehen, trillerte und pfiff, und lachte. Ich sah ihm lange nach, und sehe ihn noch manchmal an, und bedaure ihn sehr, daß

ihn das Unglück zum Junker gemacht hat. Das Gefühl des Guten ist allgemein, und jeder wird sagen; der Junker hat nicht schön gehandelt — wahrlich nicht schön: — aber ganz natürlich. Schmäht nicht über den Junker, bedauert ihn. Wenn ihr von ihm fodert, daß er empfinden soll, so muß er erst ein Herz haben, daß zur Empfindung gebildet ist. Glaubt ihr wohl, daß der Junker verstanden hat, was der Knabe zu ihm sprach: ich habe meinen Vater verlohren? — Um den Verlurst eines Vaters zu kennen, muß man wissen, was ein Vater ist, und man muß selbst Vaterliebe fühlen, und den Werth der Thränen schätzen können, die aus dem Auge eines dankbaren Kindes fließen. Wie viel junge adeliche und reiche Leute lieben wohl ihre Eltern? — Die meisten sehen sie als lästige Hinternisse ihrer Glückseligkeit an; sie möchten gern unumschränkte Besitzer der Güter und Reichthümer ihrer Eltern seyn, und erwarten mit Sehnsucht den Zeitpunkt ihres Todes.

Es ist schrecklich den Gedanken zu denken, daß es manchmal so edle und so unglückliche Menschen giebt — Menschen, die die Achtung der ganzen Welt verdienen, die ihre Seligkeit im Glücke ihrer Untergebenen suchen — ihre Freude im Wohlthun; die jeder Rechtschaffene liebet,

jeder

jeder Unterthan anbethet, und denen doch zu ihrer Glückseligkeit die Liebe ihrer Kinder versagt ist. Was nützt es einem Vater, wenn die ganze Welt ihn liebet, und wenn ihm sein Kind, das für ein Vaterherz mehr Werth als die ganze Welt hat, seine Liebe versagt? Wenn er zu sich sagen muß: ich habe für sein Glück gesorgt, und es lohnt mir mit Undank; ich opferte mich jeden Tag dafür auf, und es sucht mir jede Stunde zu verbittern. Ich bin sein Freund, und sein Herz ist gefühllos gegen meine Liebe. Es findet in meinen Armen in jedem Zufalle des Lebens seinen Freund, seinen Beschützer, seinen Wohlthäter, und mir, wenn mich das Unglück träfe, sind seine Arme verschlossen, sein Herz versperrt — Gott! wie mag das ein Vaterherz martern! — — Dieses ist meistentheils, ich sage nicht allzeit, aber doch meistentheils, die Folge des Reichthums. Mir mangelt nichts, sagt der ungebildete Junker. Wahrlich! dir mangelt nichts — wahrlich nichts, als Herz und Verstand. — Mein Geld verschaft mir alles — ja tausend sinnliche Vergnügen: — aber das Vergnügen der Seele, das an Herrlichkeit alle überwiegt, das kannst du dir nicht kaufen. Du taummelst aus dem Schoose des Vergnügens in die Arme der Wohllust, und aus den Armen der Wohllust an den Busen des Verderbens. Ich habe tau-

send

send Freunde an meinem Tische, hundert Mädchen zu meinem Winke — — ja, tausend Menschen, die sich deine Freunde nennen, und hundert Mädchen, die deine Dukaten lieben: aber das Vergnügen der Freundschaft, das Wonnegefühl der Vaterliebe, die sanfte Freude des Menschenglücks — die Freude, so reich du bist, kannst du dir nicht kaufen, diese findest du nicht in der Goldküste deiner Eltern, sondern in deiner Seele. Denke, dem Zufalle ist auch der Reicheste unterworfen; alles kann ein Augenblick dir rauben, nur dein Herz nicht. Denke, auch du wirst alt werden, wirst Kinder haben, und wenn diese Kinder dir denn begegnen, wie du deinen Eltern begegnest, wie unglücklich wird dein Alter seyn; wenn du krank in einer einsamen Stunde Thränen der Melancholie vergiessest, und keine Hand findest, die sie troknet; denke, deine Eltern haben noch den großen Trost des edlen Bewußtseyns der Thaten ihres Herzens; dir wird nichts bleiben als Vorwürfe und Verzweiflung. Trinke denn das Elend auch aus goldnen Bechern, und krümme dich auf Betten von Atlas in Wehmuth. O Menschen! Menschen! lernet, daß Seelengefühl nur allein den Menschen glücklich macht. — —

John und Betty hatten sich keine Vorwürfe zu machen, daß sie jemals undankbar für die Güte ihres Vaters waren: zärtlich liebten sie ihn, und trübten seine Tage nie mit Kümmernissen und Sorgen. Nun waren sie dahin diese Tage der Freude und der unschuldigen Wonne — dahin, wie ein angenehmer Traum am Morgen beym Erwachen. John und Betty suchten nun einen bequemen Ort für die Ruhestätte der Leiche ihres Vaters. In ihrem Garten stunden drey hohe Tannen, die mit Rosenbüschen umgeben waren. Hier saß unser Vater oft in der Mittagsstunde, sagte John, und ruhte von seiner Arbeit aus; hier soll er auch am Abend seines Lebens ruhen. Als es gen der Nacht gieng, versammelten sich die Nachbarn im Dorfe. Die Natur lag in majestätischer Stille; der Mond schien am Himmel. Da nahmen sie die Leiche des Verstorbenen, und trugen sie zur Ruhe. Sie errichteten einen grossen Hügel, bestreuten ihn mit Blumen, und sangen dieses Grablied.

Bruder! ruhe hier im Frieden,
selig war dein Lebenslauf:
gut als Mensch warst du hienieden;
wache jenseits glücklich auf.
Alles, was du je gelitten,
ist nun wie ein Traum vorbey.

Bru-

Bruder! du hast ausgestritten,
bist der Körperfessel frey.
Schlummre sanft im Schoos der Erden;
heilig sey uns dieser Ort;
und wenn wir dir folgen werden,
o so harre unser dort! — —

So sangen sie, und was sie sangen, war kein gemietheter Gesang, keine um Geld erkaufte Thräne, oder bezahlte Betrübniß, wie bey den grossen Leichengeprängen in Städten. Nicht ein düster schwarzes Gewand, sondern die Thräne des Auges verkündigte ihr Leidwesen, und ihr Gebeth war das Gebeth des Herzens, nicht das Gebeth des Soldes.

Viele Tage giengen vorüber, und Betty konnte sich noch nicht trösten. Täglich fand sie John auf dem Grabhügel ihres Vaters; einsam saß sie Stundenlang an diesem Orte, und weinte. Manchmal erleichterte sie sich ihren drückenden Kummer durch ein Lied, das sie in sanften Melodien sang, wie die Geliebte der Nachtigall, wenn sie um den Verlurst ihres Gatten trauert.

Armes Mädchen! das ich weine
hier auf meines Vaters Grab,

wel=

welche Thräne, wie die meine
rollt so heiß zu dir hinab? —

Wer fühlt so, wie ich den Schmerzen,
Vater! den dein Tod mir giebt?
Wer hat dich aus gutem Herzen
wohl so sehr wie ich geliebt?

Nun kömmst du nicht mehr zurücke
von der langen Todesreis':
starr sind deine sanften Blicke,
deine Lippen kalt wie Eis.

O wie glücklich war die Stunde,
wo ich öfters bey dir saß,
und in deinem holden Munde
Glück und Liebe für mich las! —

Ewig bist du nun verschwunden,
nein, ich seh' dich nimmermehr.
O wer heilet meine Wunden,
wer wie du, liebt mich so sehr?

Wird mich nun ein Kummer drücken,
wem klag' ich mein Leiden wohl?
Werd' ich eine Rose pflücken,
sag, wem ich sie geben soll?

Hör ich je die Lerche singen,
o wem sag ich, daß sie singt?
Wird der Frühling Blumen bringen,
o wem sag ichs, was er bringt?

Hangt das Thau an Rosenblüthen,
wer nimmt Theil mit mir daran?
Werden Nachtigallen brüten,
wer sieht ihre Junge an?

Soll ich mich an Dornen ritzen,
wer verbindet meine Hand?
Wer wird mich vor Unglück schützen,
wer vor'm Schmerze, den ich fand?

Wen kann ich an Busen schließen,
sagen, was mein Herz durchwühlt?
Wo kann meine Thräne fließen,
wenn die Seele Kummer fühlt?

O wie sind die Stunden trübe!
ja zu heftig fühl ichs nur.
Heilig ist die Kindesliebe
dir, geheiligte Natur!

Kannst du Sterbliche wohl trennen,
die es redlich, gut gemeint?
Laß dich, Gütige! versöhnen,
gieb, daß uns das Grab vereint.

Was kannst du wohl bessers geben,
als das Grab mir — grosser Gott!
Was nützt mir mein armes Leben,
Betty's Vater ist ja todt? —

Gott! doch es gescheh dein Wille;
meine Thräne sagt dir stumm:
Herr! wenn ich zu heftig fühle,
ändre meine Seele um.

Ich bin deiner Hände Werke,
geb' ich meinem Schmerzen nach!
so verleih mir Muth und Stärke,
deine Betty ist zu schwach.

Ist wohl meine Thräne Sünde?
nein! mein Herz, das ist zuvoll:
Du vergiebst dem guten Kinde,
meine Seele sagt mirs wohl.

Weine, armes Mädchen! weine!
Wer dem Menschen Thränen gab,
trocknet auch gewiß die deine,
dir von deinen Wangen ab.

Spät in die Nacht hinein wiederhollte oft Betty dieses traurige Lied, und verließ manchmal erst vor Aufgang der Sonne den Grabhügel ihres Vaters. John war untröstlich über die Traurigkeit seiner Schwester, denn er besorgte schlimme Folgen für sie. Ihre Gesundheit nahm von Tag zu Tag sichtbar ab; sie ward einer Blume ähnlich, die der Last des Hagels unterlag, sich zur Erde beugt und verwelket. Das Ende ihrer Schwangerschaft rückte auch heran, und

John

John besorgte ihren Tod. Doch Betty starb nicht; sie ward glücklich entbunden, und wie die Liebe selbst war das Kind, das sie der Welt gab. Nun beschäftigte sie sich ganz Mutter ihres Sohnes zu seyn; ihr Leben bekam einen neuen Werth für sie, und ihre Gesundheit verbesserte sich von Tag zu Tag. Neun Wochen waren ungefähr vorüber seit Betty's Entbindung.

Sie saß am Abend unter einem Lindenbaume, und reichte ihre Brust dem Säuglinge. Da erwachte der Gedanke in ihr, daß sie ihren Verführer aufsuchen wolle. Er wird dem Anblicke dieses Kindes nicht widerstehen können, sagte sie; nein, die Stimme der Natur ist zu mächtig; er wird vielleicht in meine Arme zurück kehren, ganz Gatte, ganz Vater seyn. Betty entdeckte ihrem Bruder den Entschluß, den sie gefaßt hatte; aber John bemühte sich, seiner Schwester ihr Vorhaben auszureden. O Schwester! sagte er, du kennst die reichen Menschen nicht; ändre deinen Entschluß, und blieb hier. Glaubst du denn, daß sich Elingfort deiner noch erinnern wird? man wird deiner spotten — dich vielleicht mißhandeln, oder dir dein Kind gar abnehmen. — Bleib, Betty! ich bitte dich. Wir sind ruhiger hier in unsrer Hütte. Du hast ja mich, und ich sorge für dein Kind.

Betty

Betty schlug ihre Augen zur Erde, und Thränen träufelten auf den Säugling, der an ihrem Busen lag. Du bist also ein verlassenes Wesen, armes Kind! sagte sie. Dein Vater lebt, und nur für dich ist er tod. Du wirst also nie die Freude erleben, ihn zu sehen; deine Mutter wird nie die Wonne fühlen, daß sich deine kleinen Arme um seine Schultern schlingen. — Da seufzte Betty tief aus ihrem Herzen, und traurige Melancholie mahlte sich an ihrer Stirne. Sie suchte die einsamsten Winkel auf, und verfiel wieder in tiefe Schwermuth. Eines Tages sah sie lange den glücklichen Vögeln zu, wie sie ihre Nester in der Gegend bauten; wie das Männchen die Jungen fütterte, und mit Küssen die Sorgfalt des Weibchens lohnte. Voll des zärtlichen Gefühles strömte ihr Herz von sanften Empfindungen über. Ihr Kind schlummerte in ihrem Schoose; sie sah es an und sang.

Ja weit glücklicher, als wir
seyd ihr wirklich gute Thier;
  Liebe lohnet eure Herzen,
  ihr fühlt Glück in holden Scherzen:
die Natur, die aus euch spricht,
wirklich! kennt der Mensch noch nicht.

Die Natur, die schränkt euch ein,
das Bedürfniß ist euch klein,
  eure Freude desto grösser.
  Bäume, Hügel, Felder, Wässer

und die angenehme Flur
sind der Reichthum der Natur.

Wenn ihr auf den Bäumen spielt,
und den Trieb der Liebe fühlt:
euch, so bald's am Morgen taget,
flatternd durch Gebüsche jaget,
was ist eurer Freude gleich?
o wie seyd ihr nicht so reich! —

Wenn euch denn die Liebe traut,
wenn ihr eure Nester baut,
auf den höchsten Gipfeln thronet,
euch mit sanften Küssen lohnet,
freudig jeden Tag verbringt,
und der Gottheit Lieder singt:

Mächtig spricht denn die Natur;
freudig hüpfet in der Flur
denn das Männchen hin und wieder,
singet angenehme Lieder,
bringt dem Weibchen Baumbart, Spreu,
zu dem Bau des Nests herbey.

Sanft ist eurer liebe Glut;
zärtlich sorgt ihr für die Brut,
ammet sie mit euren Zungen,
und sorgt thätig für die Jungen,
die unschuldig und noch klein
sich des Lebens Wonne freun.

Thiere fühlen deine Pflicht
o Natur! und Menschen nicht;
o bey diesen sind Gefühle
und Empfindungen oft Spiele!
Liebe sanfte Zärtlichkeit
wird von Menschen nur entweiht.

Mein Gesang.

Betty! ja wir sind entstalt',
unsre Herzen, die sind kalt
zu den seligsten der Trieben;
statt zu fühlen und zu lieben
macht der Mensch ein Hirngespinst
sich von Ehre und Gewinst.

Er vergißt die holde Flur
und die Freuden der Natur:
feyr't der Thorheit eitle Feste
baut sich Kerker und Palläste,
und um Elend ganz zu seyn,
sperrt er sich in Städte ein.

Den Gelüsten läuft er nach,
bücket sich und duldet Schmach;
deckt mit Bändern seine Blösse,
sucht in Tändeleien Grösse
und den Werth der ganzen Welt
und der Menschheit in dem Geld.

Da däucht sich der Reiche groß,
kauft sich aller Pflichten los;
läßt sich nie zum Armen nieder,
und behandelt seine Brüder
niedrig öfters wie ein Vieh,
schlaget und mißhandelt sie.

Fürs Gefühl der Menschheit kalt
wird um Geld die Lieb bezahlt
und um einige Dukaten
wird der beste Freund verrathen,
und um eine Karolin
giebt man Ehr und Tugend hin.

Lieb gen Fürst und Vaterland
ist für viele nur ein Tand;

nur

nur im niedern Interesse
suchen Menschen ihre Grösse;
lachen denn und spotten dem,
der die Tugend zum System.

Holde Vögel singet zu!
hier ist Freude, hier ist Ruh.
Unter diesen holden Bäumen
will ich Seligkeiten träumen
sanft in Schlummer eingewiegt
bin ich ruhig und vergnügt.

Dort nur, wo man Menschen ehrt,
wird mir noch mein Daseyn werth.
O was wollte ich nicht geben,
könnt' ich auf dem Lande leben
und in Einsamkeit allein
mich der Gottheit Schätze freun.

Menschen hassen werd' ich nie;
lieben — lieben möcht' ich sie:
aber was nützt meine Liebe
wenn stets hetrogene Triebe
zu dem Glück der Menschheit blind
die Gefühle andrer sind.

Isolirt und ganz allein
kann der Liebende nicht seyn.
Das Bedürfniß seiner Triebe
ist auch gleiche Gegenliebe.
Glücklich, Gott! wie wären wir
liebten wir uns alle hier.

Doch dies ist nur Träumerey
wahrlich! es ist Schwärmerey.
Diesen Traum der Seligkeiten
hoff' ich nicht in unsern Zeiten:
gut! so lieb' ich euch allein,
sollt ihr mir all Feinde seyn.

Betty lernte die Welt kennen.

Vergebens bemühte sich John seine Schwester zu bereden, daß sie den Entschluß aufgeben sollte, den Vater ihres Kindes zu suchen. Immer kehrte dieser Gedanke in Betty's Seele wieder zurück. Ich will — ich muß den Vater meines Kindes suchen, sagte sie, es ist Pflicht. Du wirst ihn nicht finden, arme Betty! erwiederte John; du wirst glauben, einen Gatten, einen Freund in deine Arme zu schliessen, und er wird vielleicht dein Mörder seyn. Nun so sey es! fuhr Betty fort, so hab ich mir doch keine Vorwürfe zu machen. Ich habe die Pflichten einer Mutter erfüllt. Bey diesen Worten drückte sie ihr Kind mit unaussprechlicher Wehmuth an ihre Brust. Als Bettys Bruder sah, daß alles Zureden vergebens war, so wollte er seine Schwester begleiten. Nein, sagte aber Betty, allein will ich gehen. Mein Stand, mein Unglück und mein Geschlecht sollen meine Stützen seyn. Deine Hitze, deine Liebe für mich, John! würde dich hinreissen; du würdest unglücklich werden. Ich bin ein

armes Mädchen, habe nichts zu verliehren. Dieses unschuldige Kind, das ich in meine Arme schliesse, wird mir Barmherzigkeit von den Menschen erflehen, und wenn meine Thränen das Herz der Menschen nicht rühren, so werden es die Thränen der Unschuld bewegen.

John.

O Schwester! wie wenig Werth haben die Thränen der Unglücklichen in den Augen der Reichen! — Was willst du sagen, um sie zu rühren?

Betty.

Ich will sagen, daß ich ein entehrtes Mädchen bin; daß ich ein Kind habe, das ohne Vater ist — — ich will alles sagen, was die Sprache der Liebe und der Natur ist.

John.

Arme Unschuldige! die Sprache der Liebe und der Natur kennt man in Städten nicht. Dort handelt der Mensch nach angenommenen Vorurtheilen; dort wiegt eitle Ehre und Gold mehr als die Thränen der Unglücklichen. Abgehärtet durch systematische Härte ist man gewöhnt, unempfindlich zu seyn. Gleichgültig fließen die Thränen der Unschuld; die Seufzer der Leidenden

ver-

verliehren sich unerhört in den Vorzimmern der Grossen. O Betty! du kennst die Welt nur von der schönen Seite; du wardst erzogen im Schoose der Natur und im Zirkel guter Menschen; aber der Mensch, dieses edle Geschöpf, ist ganz verunstaltet in Städten.

Du magst Recht haben, erwiederte Betty; aber die Thränen der Natur sind immer heilig, und die Menschheit verläugnet doch nie ihre Rechte. So sprach Betty, nahm ihr Kind, und eilte fort ihren Verführer aufzusuchen. Mit Gewalt riß sie sich aus ihres Bruders Armen los, der sie an seine Brust drückte und sie fest hielt. Mit beklemmter Seele kehrte er in seine Hütte zurück, und seit Betty's Abwesenheit spiegelte sich die Sonne, so oft sie auf- und unter gieng, in der brüderlichen Thräne, die aus dem Auge des Beßten der Menschen floß.

Nun war Betty in der Stadt; das will sagen: eine gute Seele war unter den Bösen, oder ein Lamm ist unter die Wölfe gekommen. Es war freylich einmal auch eine Zeit, in der ich nicht so dachte; wo ich jeden für gut hielt, jedem meine Seele öfnete, und jeden an mein Herz schloß; aber die traurige Erfahrung lehrte mich die Menschen kennen, wie die meisten sind.

Es ist ein abscheulicher Betrug, wenn man dem unschuldigen Kinde ein zu hohes Ideal von Menschengüte einflößt; es ist Betrug — gefährlicher Betrug, und der Edle wird oft zu spät durch Erfahrung belehrt, daß man ihn betrogen hat. Jeder Mensch, wenn er aus der Hand der Natur kommt, ist gut; das ist wahr, und in dieser originellen Güte kann ihn nur Vernunft und Religion erhalten; allein Vernunft und Religion werden aus den Herzen der meisten Menschen durch niedriges Interesse und unedle Eigenliebe vertrieben. Alle Menschen kennen das Gute, aber die wenigsten üben es aus. Der meiste Theil besteht aus niederträchtigen Egoisten, die kein anders Wesen ausser ihren Selbst kennen. Mensch! sey gut der Güte selbst wegen, nicht wegen dem Menschen, denn wenige werden deine Güte kennen. Liebe deine Brüder, aber rechne nie auf Gegenliebe. Wenn du Balsam in die Wunde des Leidenden giessest, so erwarte, daß er dir mit Gift lohnet; wenn du mit deinem Kleide die Blösse des Nackten bedeckest, ihm dein Dach zum Schutze anbiethest, so erwarte von ihm, daß er dich aus deiner Wohnung vertreibt, und dich für dein Mitleiden auslacht: thut ers nicht, und ist er dankbar, so danke Gott, aber erwarte nichts. Glaubt mirs, wer euch die Menschen anders schildert, der betrügt euch. Sehet umher, und

betrach-

betrachtet die alltäglichen Handlungen. Mir scheint, unser Leben gleiche einem Schauspielhause. Da verließen wir die Natur, und versperrten uns bey heller Sonne in dunkle Gewölber, und sehen den Pantomimen zu, die die Vorurtheile uns auf dem Theater des Lebens vorspielen. Nun kömmt Feuer in die Szene; da will alles sich retten; jeder denkt nur auf sich und drückt den Schwächern zu Boden. Unter diesem Gedränge von eignen Interesse und Selbsterhaltung weint nun die Menschheit vergebens; man hört ihre Seufzer nicht, und sieht ihre Thränen nicht fließen. Der größte Theil der Menschen läßt sich durch unedle Leidenschaften regieren; man verkennt den wahren Werth der Tugend, und hält alles aufs Geld. Man schätzt den Menschen nach seinem Einkommen, und Bedürfnisse machen den Armen zum Sklaven des Reichern. Nun kommen alle kriechende Laster: Menschenfurcht, Schmeicheley, Verläumdung. Jeder möchte groß und reich werden. Es entstehet Neid und Verfolgung; einer hechelt den andern durch; dieser verfolgt jenen, jener diesen, und so wird das Paradies der Erde zu einer Grube des Elendes. Ich will dich unterweisen, arme Betty! weil es nun einmal so ist. Ich will dir vorsagen, was aus dir werden wird.

Betty.

Betty.

Du schilderst mir die Menschen zu hart. Es giebt doch auch noch gute unter ihnen.

O ja! es giebt freylich noch viele Gute: aber was ist dieses geringe Häuflein gegen den ungeheuren Schwarm der Bösen! — Höre, Betty! wenn du in die Stadt kömmst, so bilde dir nicht ein, daß dein unschuldiges Wesen, daß das Bewußtseyn deiner reinen Seele gleichen Eindruck auf alle Herzen machen wird. Wenige werden sagen: das ist ein armes, bedaurenswürdiges Mädchen: es ist doch abscheulich, daß man die Arme so mißhandelte. Nach der Queere wird man dich ansehen, und wird höhnisch lächeln: je das ist mir auch eine wahre Unschuld, wird man sich in die Ohren zischen; denn ungebildete Menschen beurtheilen andere immer nach sich, und da sie zu gar nichts, als zum Unedlen fähig sind, so können sie auch von andern nichts Edles vermuthen. In diesem Punkte ist niemand ungerechter gegeneinander, als das weibliche Geschlecht. Wenn du dies einmal kennen lernst, gute Betty! wie es in der Stadt überhaupt ist (ich nehme allzeit edle Seelen aus) so wirst du gern wieder in deine Hütte zurückkehren. Das erste ist dein Gesicht, das der Gegenstand der Kritik seyn wird, und deine Figur. Du wirst

vom Kopf bis zum Fuße anatomirt werden. Du bist schön; desto schlimmer, das ist ein unverzeihlicher Fehler. Findest du keine Seele, die dich unterstützt, so bist du ohnehin elend genug, und findest du Hilfe, so wird man dieser allzeit eine zweydeutige Auslegung geben, die dich kränken wird. Nimmt sich der Vater deines Kindes um dich wirklich an, denn sieh, wie alles über dich herrücken wird. Denke dir die grosse Zahl der beleidigten Frauenzimmer, denen er dich vorzieht; die vereitelten politischen Plane mancher Väter, diese sind nun alle deine Feinde. Findest du aber keine Hilfe bey ihm, wo flehst du denn, um der Menschheit Willen! um Hilfe? Tausende trauen dich nicht einmal anzusehen, weil dich der Mylord nicht ansieht; denn tausend in Städten sind die Echo der Grössern, die Zappelmännchen der Reichen. Ist wirklich dort und da einer, der ein bessers Herz hat, der dir gern Gutes thun möchte, so getraut er sich nicht. Mir ist leid, sagt er, aber ich mag mir die Grossen nicht zu Feinden machen. Ich habe Familie, ich muß für mich sorgen. Unedler! Du bist ein Knecht, ein Sklave. Was wird dir der Grosse thun, wenn du die Unschuld und die Rechte der Menschheit schützest? Es giebt einen Grössern im Himmel, der diese Grosse all mit einem Hauche zu Staube malmet. Sie sollen kommen, sollen dich unglück-

lich

lich machen, was können sie dir thun? — Dir dein Vermögen entreissen, deine Bequemlichkeiten — gut! laß sie ihnen; deine grosse Seele bleibt dir. Hast du dich denn nicht auf alle Vorfälle gerüstet? — Ja freylich! wer nicht gelernt hat, Hunger und Durst um der Gerechtigkeit willen zu leiden, der muß ihr Sklave seyn: wer aber eine edle Seele hat, keine Bedürfnisse als die der Tugend kennt, der lacht ihrer Rache. Aber meine Kinder! — wirst du mir sagen: Gut! wirf sie in die Arme der Vorsicht, und schützet sie diese nicht — so laß sie sterben. Es ist besser, wenn solche Wesen nicht sind, als wenn sie ihr Daseyn und ihr Wohl auf den Ruin der Menschheit gründen. Der Hang an unsere Bequemlichkeiten zieht Schmeichler und Sklaven aus uns; damit ein Leckerbissen unsern Gaumen kitzelt, wird Gewissen und Seele verkauft. Der, der sagen kann: ich kann auch Hunger leiden, kann ohne Dach wohnen, und bin bereit unter einer kahlen Klippe zuverschmachten, dieser hat mehr Recht für die Menschheit zu sprechen, und kann mit freyerm Auge den Grossen ins Gesicht sehen; aber solche Menschen findest du wenig, gute Betty! Schmeichler und Bücklinge wirst du finden, die lächeln, wenn der Reiche lächelt, und verfolgen, wenn der Reiche verfolgt — Sklaven, die das sind, was der Augenblick aus ihnen macht —

Ma-

Maschinen, die auf den Marionettentheatern der Palläste spielen. Nun gut! ich setze aber, du findest einen Gutthätigen, der dir seine wohlwollenden Arme öffnet, was wird man sagen? Glaubst du wohl, daß man sagen wird: er unterstützet eine Elende? nein, man wird sagen: du bist jung, du gefielst ihm; es ist ganz natürlich, daß er dich unterstütze — ein junges Frauenzimmer findet freylich leicht Unterstützung, besonders, wenn sie so — wie — diese ist. — Gott behüte mich! auf solche Art, wird eine andere sagen, möchte ich nicht unterstützt seyn. So, Betty! wird man dich herabsetzen, und dich unter die niedrigste Klasse der Mädchen zählen. Ich setze aber auch den Fall, du findest eine Freundin, eine wohlthätige Dame, die dir zu Hilfe kömmt, werden die Menschen gerechter gegen dich seyn? — O nein! im geringsten nicht. Man wird dich sehen, zusammenflüstern und urtheilen. Nichts ist ohne Absicht, wird man sagen — ja, ich weis wohl warum? da nimmt nun die Dame das junge Mädchen ins Haus — sie muß ja ihrem Gatten auch ein kleines Vergnügen machen — man weis ja ihre Bekanntschaft mit diesem und diesem — — das ist doch einmal komplåsant — nun ja! — und so weiter. Bleib zu Hause, Betty! und gehe nicht in die Stadt — doch ja, gehe, und lache der Thoren; laß sie re-

den, was sie wollen, und handle du nach dem Bewußt seyn deines Herzens: nur kränke dich nicht, wenn dir so was zu Ohren kömmt, es ist nichts Neues; wir Leute, die in der Stadt leben, hören es ja alle Tage. Freylich, euch guten Leuten, die ihr auf dem Lande seyd, mag es fremd seyn — doch kränke dich nicht, Betty! das ist nur ein kleiner Abriß, den ich dir machte. Sollte ein Künstler dieses Seelengemälde auszeichnen — o so würde es ein gräßliches Kunststück des menschlichen Elendes werden; man dürfte es in der Gallerie der Hölle aufhängen, denn nur ein Blick auf dieses Bild würde Seelenmarter seyn. —

Und solche Charaktere fand Betty in der Stadt.

Betty kam mit ihrem Kinde nach Mylord Humfreds Pallaste; denn so, wie sie erfuhr, hieß der Vater ihres Verführers. Sie verlangte den jungen Mylord zu sprechen. Er kam. Leiden und Verdruß hatten die gute Betty so sehr entstaltet, daß sie der Junker nicht mehr kannte. Er sah sie eine Weile an, und endlich erinnerte er sich des Zufalles.

Mylord.

Was bringt dich daher, gutes Mädchen? welcher Zufall? — Wem ist das schöne Kind, das du trägst?

Betty.

Betty.

Es ist euer Kind, Mylord!

Mylord.

Mein Kind! es ist artig. Komm ich wills küssen, und dich auch, liebes Mädchen!

Betty.

Entfernt euch, Mylord! und scherzet nicht; ich könnte vielleicht alles wagen. Ihr habt meine Unschuld mißbraucht; aber meine Tugend sollt ihr nicht mißbrauchen. Wenn Ehre eure Seele adelt, Natur in eurem Herzen spricht, so seyd Vater eures Kindes.

Als der Junker sah, daß die Sache ernsthafter wurde, redete er sich auf seinen Vater aus. Von diesem, fuhr er fort, hangt mein ganzes Schicksal ab. Betty verweilte sich nicht länger, und schon war sie bey Mylord Humfred.

Der Alte war ein Mann, wie die Stadt zu reden pflegt, von Tugend und Ehre; sein seltner Charakter war so bewundernswerth als das Alter seiner Familie. Er stund bey Hofe in Ansehen. Seine Thüre war niemanden verschlossen, jeder hatte Zutritt zu ihm. Er empfieng Betty mit Güte. Sie warf sich zu seinen Füssen, und flehte seine Gerechtigkeit an. Mylord Humfred hob die Unglückliche auf, schmeichelte dem Kinde, versprach ihr vieles, und — — hielt nichts. Er war einer der Menschen, die in den Augen des Pöbels gern gut scheinen möchten, ohne es wirklich zu seyn. Mit einem Worte: es war niemand gefälliger, niemand angenehmer als er.

Er überhäufte den Geringsten mit Höflichkeiten, lächelte und schien Antheil an allen zu nehmen: nur half Mylord Humfred nicht, wenn es auf Wirklichkeit ankam.

Seine Gattin, die Lady, war ein stolzes Weib. Wer nicht von altem Adel herstammte, war in ihren Augen ein Nichts. Sie sah daher selten von ihrer Grösse auf die Menschen herab; behandelte alles, was ihr untergeben war, wie man Sklaven behandelt. Des Morgens trank sie Caffee; des Mittags aß sie, Nachmittags spielte sie; Abends besuchte sie das Theater, und nach dem Suppee gieng sie zu Bette. Das war so ungefähr ihre ganze Lebensordnung. Als dieses stolze Weib Bettys Geschichte erfuhr, zörnte es wie eine Rasende. Sie ließ ihre Diener rufen, die im Augenblicke dieses unglückliche Mädchen aus dem Pallaste jagen mußten. Vergebens bath sie um Erbarmen, vergebens flehte sie um Hilfe bey dem alten Mylord. Ja, was ist zu machen, sagte er; er lächelte, und ließ die Unglückliche gleichwohl das Opfer der Grausamkeit seines Weibes werden.

So sind die Menschen in grossen Städten. Wer auf das Lächeln der Grossen rechnet, den Schmeicheleien der Reichen glaubt — o der ist abscheulich betrogen. Man kann lächeln — sanft lächeln, und doch ein Bösewicht seyn, sagt Hamlet. Man kann schmeicheln, immer schmeicheln, und doch nicht helfen.

Betty flüchtete sich aus dem Pallaste, und jedem, den sie antraf, erzählte sie mit Thränen im Auge die Mißhandlung. Alle hörten zu, aber unter zehnen nahm nicht einer Antheil daran.

Einer

Einer sagte: So! das freut mich. Gleich will ich diese Geschichte als eine Neuigkeit im Caffeehause erzählen. Ein anderer lachte hierüber aus vollem Halse. Es ist ein wunderlicher Fall. Ich wollte hierüber ein interessantes Theaterstück schreiben. Ein dritter wollte Bettys Geschichte drucken lassen; ein vierter wollte die Szene mahlen; ein fünfter wollte eine Anrede über die Grausamkeit der Menschen halten. Kurz: ein jeder wollte was anders thun, nur helfen wollte der armen Betty niemand, und darauf wäre es doch einzig angekommen. Trostlos streifte sie mit ihrem Kinde durch die Strassen der Stadt. Da sah sie einen grossen Pallast, und eine Menge Menschen drängte sich aus selbem. Sie fragte, was denn da geschehen wäre, und man antwortete ihr, daß dieses der Gerichtshof sey, daß man hier Recht und Unrecht entscheide. Gut! sagte Betty, so will ich auch über mich richten lassen; man soll entscheiden zwischen mir und Mylord Humfred. Sie drang sich durch die Menge, und schrie: Gerechtigkeit! Gerechtigkeit! Allein ein Mann von steiffen Ansehen und einer stolzen Miene sagte ihr, sie sollte sich um einen Rechtsvertheidiger umsehen, wenn sie was in dieser Stelle zu suchen hätte.

Betty.

Die Natur ist mein Rechtsvertheidiger; wer kann die Rechte des Kindes besser vertheidigen als die Mutter?

Gerichtsdiener.

Das geht nicht. Ihr müßt eure Klage zu Papier bringen lassen, und damit dies ordentlich geschieht, so seht euch um einen Rechtsvertheidiger um.

Betty.

Gott! warum hört man mich nicht selbst! Welche Sprache kann wärmer seyn als die Sprache des Herzens? — Nein, ich will selbst meine Sache vor Gericht vertheidigen; niemand wird es besser als ich thun.

Bey diesen Worten sah man die gute Betty als eine Wahnsinnige an, und führte sie auf einige Tage ins Spitall, wo man sie nach drey Tagen, als sie gänzlich ruhig schien, wieder entließ. Nun war ihre erste Sorge, einen Rechtsvertheidiger zu finden, und sie erkundigte sich um einen wackern Mann. Man gab ihr eine Liste von mehr als hunderten, und Betty war vor Freude ausser sich. Gott! schrie sie auf, wie glücklich bin ich nun, da ich itzt auf einmal hundert Menschen finde, die die Rechte der Menschheit und die Ansprüche der Armuth vertheidigen! — Voll der Freude gieng sie in das nächste Haus, wo ein Rechtsgelehrter wohnte. Als sie an die Thüre kam, fand sie einen Man, der zwo grosse Locken hoch an den Schläfen trug, und ein kleines Zöpfgen so nahe am Kopfe gebunden hatte, daß es in gerader Linie die Art eines Sonnenzeigers vorstellte. Sein Rock war eingeknöpft, daß man keine Weste sah, und hinter dem rechten Ohre steckte ein grosser Federkiel, welcher verkündigte, daß er hier als Schreiber in Kondition stünde. Seine Miene war gravitätisch; er schob seine beyden Hände in den Sack, und tratt immer auf und nieder, als hätte er sehr wichtige Sachen zu denken. Eine Menge Clienten warteten im Vorzimmer, und Betty war da, und wartete gen vier Stunde. Endlich näherte sich ihr ein alter Mann, und sagte: gutes Mädchen! ihr werdet noch lange warten müssen, wenn ihr euch den Schreiber nicht zum Freunde macht.

Betty.

Zum Freunde? — Ist er denn nicht mein Freund? Ich hab ihm ja nichts zu leide gethan.

Der Alte.

Unerfahrnes Mädchen! du mußt ihm schenken.

Betty.

Behüte Gott! das könnte der gute Mensch für Beleidigung ansehen.

Der Alte.

Sieht's nicht dafür an, glaub mir, sieht's nicht dafür an. Da drückte der Alte dem Schreiber ein Stück Geld in die Hand. Meldet mir dieses Mädchen bey eurem Prinzipale, sagte er, und gieng davon, und Betty wurde vorgelassen. Dieser Alte war ein guter Mann. Als sie in das Zimmer tratt, sah sie einen grossen dicken Mann, der eine fürchterliche Perücke trug, und bis an den Hals in Papieren verschanzt lag. Sie erzählte ihm ihre Geschichte, und er schüttelte immer den Kopf. Mylord Humfred, sagte er, ist von einer grossen Familie; er hat Macht und Ansehen in der Stadt. Es ist wider ihn nichts zu machen.

Betty.

Nichts zu machen?

Advokat.

Nein.

Betty.

Und warum?

Advokat.

Weil es Mylord Humfred ist.

Betty.

Was thut das zur Sache? Ist das Recht für Mylord Humfred nicht Recht wie für Betty, und Unrecht für Mylord Humfred Unrecht wie für mich?

Advokat.

Das mag wohl seyn. Doch geh sie, gutes Mädchen! geh sie, es ist nichts zu thun.

Betty.

Das sagst du mir, du, den die Gesetze aufgestellt haben um das Recht der Unglücklichen zu vertheidigen! —

Ich kann nicht: ich will ihr aber einen andern anweisen. Nun schickte man die gute Betty in der halben Stadt herum; einer entschuldigte sich mit diesem, der andere mit jenen; keiner nahm die Vertheidigung ihrer Sache über sich. Gut! schrie Betty; ihr feige Memmen! ich brauche euren Schutz nicht. Ich selbst will mein Recht verfechten, ihr Miethlinge der Gewalt! ihr Sklaven des Geldes! zittert nur vor Mylord Humfred, ihr habt freylich Ursache zu zittern, denn der kein reines Gewissen, und keine heile Haut hat, der zittert wirklich mit Recht. Auf offnen Platze will ich selbst mein Recht vertheidigen; ich will schreien, und der König wird meine Stimme hören, und er, der der Vater seiner Völker und mein Vater ist, wird sein Kind nicht von sich stossen, und sollt' er uns verstossen, so lebt ja der Vater aller Menschen noch; diesem sind die Thränen der Unschuld heilig; zu ihm will ich meine Stimme erheben, und er wird die Unschuld nicht verlassen. So schrie sie, und mit zerstreuten Haaren flog sie bis in die Burg des Königs.

Betty ward das Opfer der Feigheit und Menschenfurcht.

Ich finde kein Geschöpf verachtungswürdiger als den Furchtsamen. Ein Mensch, der vor den Grossen und Reichen zittert; der sich nicht getraut, die Sache der Billigkeit und Gerechtigkeit zuvertheidigen; der immer kriecht, immer schmeichelt, immer ja sagt, der ist ein abscheuliches Insekt: und aus genauer wiederhollter Beobachtung finde ich eine fürchterliche Anzahl solcher niedriger Menschen in allen Häuser der Grossen herumlaufen. Die Packesel der Reichen zu seyn, ist ihre Beschäftigung. Immer den Leidenschaften zu schmeicheln, immer alles zu bewundern, nie die Wahrheit zu sagen, diesen und jenen lächerlich zu machen, den Redlichen zuverleumden, sind die Handlungen ihrer sclavischen Seele, und diese Handlungen nennen sie praktische Politik; das nennen sie die Kunst in Staaten zu leben. Eine schöne Kunst, die den Menschen von seiner Würde zum Wurm herabsetzt. Ich verachte den Mann, der sich immer bückt und krümmt, denn es kann kei-

ne gerade Seele in ihm wohnen. Ich verabscheue den Mann, der nicht mit offner Stirne den Grossen unter die Augen tritt, der sich von einem Kleide blenden läßt, oder vor dem Arme des Mächtigen zittert, denn er ist zu allem fähig. Heut kriecht er vor dem Mächtigen, und lekt ihn wie eine Katze, und morgen zerfleischt er ihn mit seinen Klauen, die er Tags zuvor in seine Pfotte versteckte. Heut läßt er sich zum Fußschemmel brauchen, und morgen ist er fähig zum Hochverrath. Es ist nicht schwer, solche Menschen kennen zu lernen; ihre Natur ist schlangenartig; es ist unmöglich, sie können sich nicht verstellen, so sehr sie auch die Maske des Politikers nehmen wollen. Ihr Auge, ihre ganze Miene verräth sie; sie sehen selten einem ehrlichen Manne gerade ins Gesicht; ihr Gang ist schleichend, und ihre Stellung ist immer die, als wollten sie einem unter der Achsel durch schlüpfen. Ihre Miene ist höhnisch lächelnd und ihr Auge blinzelnd. Wenn man sie rasch anredet, wissen sie nicht gleich zu antworten, und wenn mehrere Menschen über verschiedene Sachen verschiedene Meinungen haben, so hat bey ihnen ein jeder Recht. Sie laufen täglich aus dem Hause eines Grossen in das andere, dienen um eine Mittagssuppe zum Narren, und lassen sich um ein Wort zu allen Niederträchtigkeiten gebrauchen. So ein Mann war Elinbek,

der

der die arme Betty an der Schwelle der Burg antraf, als sie zum König wollte. Er sah das Mädchen, verfolgt von einem Schwarme von Menschen; er drang sich durch das Gedränge zu der Unglücklichen.

Wo willst du hin? rief er.

Betty.

Zum König! Ich will Gerechtigkeit wieder Lord Humfred.

Clinbek.

Welche Vermessenheit!

Betty.

Vermessenheit! was nennst du Vermessenheit? Daß ich bey dem Könige Zutritt suche? Bin ich nicht ein Kind eines seiner Unterthanen?

Clinbek.

Halte dich an mich; du sollst Gerechtigkeit finden, albernes Mädchen! — Aber itzt kannst du den König nicht sprechen. Gedulde dich bis morgen, bis dahin kannst du bey mir bleiben. Bey diesen Worten sah Clinbek auf das Volk; man nannte ihn gutthätig, rühmte seine Menschenliebe, und er lächelte und führte Betty in seine Behausung.

Wer bist du guter Mann! sagte da Betty zu ihm, den mein Unglück rührt? Du nimmst

Antheil an meinem Kummer, und linderst durch deine Theilnahme meinen Schmerz. Dank dir! der Himmel soll deine gute Seele lohnen. Clinbek lächelte immer, denn nie hatte sein Ohr diese Sprache gehört. Kaum war Betty auf seinem Zimmer, so eilte er zu Lord Humfred. Athemlos kam er an, stürzte halb ins Zimmer und fieng an. Ich habe Eurer Herrlichkeit eine Sache von äußerster Wichtigkeit zu entdeken.

Mylord.

Nun — —

Clinbek.

Eure Herrlichkeit wissen, daß ich immer der unterthänigste Diener ihres Hauses war; daß mir jede Gelegenheit lieb ist, eurer Herrlichkeit meine unterthänigste Devotion zu bezeugen.

Mylord.

Aber weiter — —

Da sah er schüchtern um sich. Eure Herrlichkeit! man wagte es, Sie beym Könige zu verklagen; aber ein glücklicher Zufall warf die Tollsinnige in meine Hände. Ich brachte sie in mein Haus; da ist sie wohl verwahrt; sie sieht mich für ihren besten Freund an. Ich kam nur in Eile, Eurer Herrlichkeit zu melden, daß Hochselbe ihre Maasregeln darnach nehmen können.

Mylord.

Was ist zu machen?

Clinbek.

Man muß der Unsinnigen den Zutritt zum Könige abschneiden. Ich dächte — doch ohne mindeste Maasgab Eurer Herrlichkeit hohen Einsicht zugeben — man könnte diesem Weibsbilde in aller Stille einen Platz in einem ewigen Gefängnisse oder im Tollhause anweisen. — Eurer Herrlichkeit hohe Ehre liegt daran. Der König darf von der Sache nichts wissen.

Mylord.

Es ist ein verdrüßlich Ding. Sie wissen, ich mag mich nicht in viele Weitschichtigkeit einlassen — — ich überlasse es ihrer Einsicht.

Clinbek.

Eine hohe Gnade für mich, Eurer Herrlichkeit das Attachement meines Herzens in vollkommenster Ergebenheit zeigen zu können.

Mylord.

Aber noch was! Einsperren wollen wir das Mädchen nicht. Hier sind 100 Guineen, geben sie's ihm; es wird zufrieden seyn, und schicken Sie die Arme auf ihr Dorf wieder zurück.

Clinbek.

Dank für die Unglückliche! Diese That sieht ihrem edlen Herzen ganz ähnlich. Ja freylich!

Eure

Eure Herrlichkeit haben ganz Recht. Ich meinte es eben auch nicht so übel. Ja freylich — dieses Moyen ist mehr — ist besser. Dank Eurer Herrlichkeit! überlassen Sie alles mir — trauen Sie auf meine Verschwiegenheit und Treue.

Mylord.

Kommen Sie morgen auf Mittag.

Clinbek.

Wenn es Eure Herrlichkeit so gnädigst befehlen. (Im Abgehen) Clinbek! 100 Guineen! — guter Mylord! diese 100 Guineen sind mein. Davon soll diese Creatur keinen Heller sehen. Guter Lord! du bist schwach genug, mich für deinen Freund zu halten. Gut! unter deinem Fittige will ich meine Thaten ausbrüten. So sprach der Bösewicht und gieng hin; behielt das Geld für sich, und erwirkte soviel, daß man die arme Betty in der Stille abhollte, und in ein Gefängniß versperrte. Was bekümmert sich der Mylord um das Mädchen, sagte Clinbek, wenn er nur Ruhe davor hat? Ob ihm nun diese 100 Guineen, oder der Kerker Ruhe schaffen, das ist einerlei. Die Art, wie er diese 100 Guineen erhielt, nannte er politische Industrie, und sein Bemühen, die arme Betty unglücklich zu machen, nannte er Gefälligkeit gegen den Mylord.

Welch

Welch ein abscheuliches Gemälde von einem Menschen! und es ist doch in der Natur. Welche Schandthaten ist nicht mancher im Stande auszuüben, um sich einen Grossen verbindlich zu machen? Freylich war dies die Absicht des Lords nicht; allein was wollte er thun, nachdem er Clinbek in verschiedenen Stücken gebraucht hatte, wovon der König nichts wissen durfte, und so hätte er auch dießmal, wenn er die Mißhandlung der armen Betty gewußt hätte, schweigen müssen. Daß Clinbek eine abscheuliche Seele hatte, davon ist seine That der Beweiß; doch welchen Charakter mußte der Richter haben, der die Unglückliche einsperren ließ? — Es war ein furchtsamer Bösewicht, eine feige Memme, die alles aus sich machen ließ. Clinbek kannte seinen Charakter, und bewog ihn durch Furcht zum Verbrechen. Ihre Unterredung über die Sache war ungefähr so.

Clinbek.

Sie wissen, Herr! wie viel ich in Mylord Humfreds Hause gelte.

Richter.

Ja!

Clinbek.

Sie wissen auch, wie mächtig Humfred ist; welche Freunde, welches Ansehen er bey Hofe hat.

Richter.

Ja.

Clin-

Clinbek.

Nun dieser Mann ersucht sie um eine kleine Gefälligkeit, wodurch Sie sich grossen Vortheil verschaffen können; — die gänzliche Freundschaft des Mylords. — —

Richter.

Ich mache mir eine grosse Gnade daraus, dem Lord zu dienen.

Clinbek.

Er ersucht Sie, eine gewisse Weibsperson, die ich Ihnen anzeigen werde, in der Stille einzusperren, daß sie den Leuten aus dem Gesichte kömmt.

Richter.

Nur das! Das ist eine Kleinigkeit. Vom Herzen gerne. Eine wahre Freude für mich, daß ich Gelegenheit habe, dem Mylord meine unterthänigste Dienste zu bezeugen.

Clinbek.

Sie werden wohl die Veranlassung wissen wollen. — —

Richter.

Ist nicht nöthig. Genug, daß es Mylord Humfred will. (leise) Man muß solche Herrn nie vor den Kopf stossen.

Clinbek.

Da haben Sie recht; es wäre wider die Politik, denn diese erheischt, daß wir um unsrer

Selbst=

Selbsterhaltung willen einen andern zum Opfer machen.

Richter.

Das hab ich mir immer zu meinem Grundsatze gemacht. Man könnte wohl auch, wenn es nöthig wäre, durch eine Dosis Successionspulver diese Weibsperson noch ein wenig weiter verschicken.

Clinbek.

Nein, das kann ich von Ihnen nicht fodern: es wäre auch wider die Politik; aber in den tiefsten Kerker könnten Sie sie wohl werfen, ihre schlechte Nahrung geben, und sie manchmal unter vier Augen mißhandeln lassen, damit sie selbst bald den natürlichen Weg der Natur geht. Das ist mehr politisch.

Politischer Bösewicht! der du zu allen Greulthaten aufgelegt bist; daß doch ewige Finsterniß deine Augen decken, und nie die Sonne über deinen Scheitel mehr glänzen möge! Verunstaltetes Wesen — schlimmer als Teufel, der doch die Bosheit wegen sich selbst und nicht wegen andern ausübt! — Wie, Ungeheuer! hast du dich so entstaltet! Wie konnte aus einem Menschen so ein Unding werden? — — Clinbek und der Richter — welche schändliche Gemälde menschlicher Charaktere! Und doch ist in diesen Charakteren nichts übertrieben; es giebt eine Menge Clinbeke.

Sie

Sie sind alle auf der Laiter der Verbrechen, nur fehlt manchen die Gelegenheit, die höchste Stufe der Abscheulichkeit zu erreichen. Wer zaghaft und feig ist, der ist zu allem fähig: allein woher diese Zaghaftigkeit, diese Sklaverei des Geistes, diese falsche Politik, diese Furcht vor Ansehn und Gewalt? — — Sie rührt von dem üblen Bewußtseyn der meisten Menschen her. Weil sie weder Tugend noch Rechtschaffenheit schützt, so bemühen sie sich den Schutz der Grossen zu erschmeicheln; sie fürchten immer, zittern immer, und häufen denn Verbrechen auf Verbrechen. Auf einmal kömmt der Mensch nicht zu diesem höchsten Grade menschlicher Bosheit, sondern stuffenweis. Zuerst hat er eine unrichtige Achtung für wahre Grösse; er sieht nicht auf Verdienst und Tugend, sondern auf das Blendwerk. Er kriecht, er schmeichelt, sucht sich die Gunst zu erbetteln. Bald kennt man seine schwache Seite; man braucht ihn in verschiednen Vorfällen, er wird geschäftig; nach und nach verwickelt er sich selbst in unedle Handlungen; nun sucht er Schutz; sein Bewußtseyn hält ihm täglich den Spiegel seiner Thaten vor; nun zittert er, getraut sich niemanden mehr etwas abzuschlagen, weil er sich einbildet, daß jedermann Einfluß auf ihn haben könnte, und so sinkt er immer tiefer und tiefer. Denn hangt sein ver-

zär-

zärtelter Körper an den Bequemlichkeiten des Lebens; um sein Futter zu erhalten, wird er manchmal zum Bösewicht. Es ist ein grosser Unterschied zwischen Brutalität, wahrer und falscher Politik. Der Rechtschaffne weiß mit Anstand die Sache der Billigkeit zu vertheidigen; seine Politik besteht in Schonung der Menschen, und in der Klugheit, den Zeitpunkt zu benützen. Er sagt Ja, wenn die Wahrheit sein Ja fodert, und Nein, wenn er Nein sagen muß. Er hat Ehrfurcht gegen die Grossen, aber er kriecht nicht; er ist höflich, aber er schmeichelt nicht. Verfolgt ihn die Bosheit, so stählet das Bewußtseyn seinen Muth, sich zu vertheidigen. Er weiß sich gegen ungerechte Anfälle zu schützen, und den Feinden zu verzeihen. Dies ist das Bild des Edlen. Sein Herz hangt nur an der Tugend; er kann alles verlassen, nur den Gedanken nicht; allzeit edel zu handeln: aber unter solche Menschen gehörte Clinbek und der Richter nicht.

Es schickte sich von ungefähr, als Clinbek und der Richter so sprachen, daß der Gerichtsdiener im Zimmer war, und die ganze Unterredung mit anhörte. Der war ein Mensch, von armen Eltern gebohren, hatte eine gute Seele, theilte sehr oft sein Mittagmahl mit den armen Gefangnen, und erleichterte ihnen ihr trauriges

Schick-

Schicksal durch die Obsorge, die er dafür hatte. Der Richter kannte ihn nicht, und beurtheilte ihn nach dem Maasstabe der übrigen Menschen seines Berufes. Dieser gute Junge faßte tief jedes Wort in sein Herz, und entschloß sich, die Unschuld wider diese Bösewichte zu vertheidigen. Als er abgeschickt wurde, die unschuldige Betty und ihr Kind ins Gefängniß zu führen, so entdeckte er ihr die ganze abscheuliche Cabale, tröstete sie, und versprach ihr, daß er selbst zum König gehen wolle, um ihm alles zu entdecken. Weine nicht, sagte er, deine Thräne schmerzt mich: sie ist die Thräne der Unschuld, und diese kann ich nicht leiden sehen. Wenn es mich mein Leben kosten sollte, so will ich dich retten, denn was kann ich herrlichers thun, als der Retter der verfolgten Unschuld seyn. Betty war getröstet. So vereitelte die Vorsicht die Entwürfe der Bosheit, und so erleichterte sie der Unglücklichen die Last der Ketten, und erleuchtete mit dem Strale der Hofnung die dunkeln Gewölbe des Kerkers. Lillo hieß der gutthätige Kerkerknecht. Lillo lauerte auf die Gelegenheit, den König sprechen zu können; er fand sie, und entdeckte dem Monarchen die ganze häßliche Geschichte.

Sogleich gab der Monarch Befehl, die arme Betty zu entlassen. Er ließ ihr bis zur Untersuchung der Sache eine Wohnung bey einer

recht-

rechtschaffnen Frau anweisen, und Lillo nahm er einsweilen in seinen Schutz. Denn befahl er der Justitzstelle den ganzen Vorfall nach aller Genauigkeit und Strenge der Gesetze zu untersuchen, und von der Gerichtsstelle aus wurde für Betty ein Sachwalter ernennt.

Betty lernt die Schwazhaftigkeit der Stadtmenschen kennen.

Nun war die ganze Stadt voll von dieser Geschichte; man sprach von nichts mehr als von Betty, von Mylord Humfred, von Lillo und dem Könige. Wissen Sie was Neues? sprach einer zu dem andern; Sie wissen ja die Geschichte Mylord Humfreds? — — Ja freylich weiß ich sie; ein sonderlicher Zufall! — —

Der Erste.

Was halten Sie davon?

Der Zweyte.

Ich glaube, daß man aus der Sache mehr macht, als daran ist.

Der Erste.

Und was denken Sie von dem Lillo?

Der Zweyte.

Der muß ein schlechter Mensch seyn, um solche Unruhen in eine Familie zu bringen.

Der Erste.

Und Betty. — —

Der

Der Zweyte.

Betty? — Was soll ich von ihr halten? S'ist ein hübsches junges Mädchen — der König ist freylich sehr großmüthig — — Sie wissen ja, daß sie bey der Frau von * * * in der Kost ist — — man sagt, der König besuche sie täglich. —

Nun gieng es über den guten König los, und die Schmähsucht hechelte ihn tapfer durch. Der beste der Fürsten ist nicht frey von Tadel, und theilte er auch sein Herz mit seinen Unterthanen, so werden ihn doch immer die Unzufriednen lästern. Seinen besten Absichten wird man oft schiefe Wendungen geben, weil es nicht in der Macht des Fürsten steht, alle Menschen glücklich zu machen. Um für den größten Theil seiner Unterthanen zu sorgen, ist es oft nothwendig, daß er dem Privatinteresse Einzelner entgegen arbeite, und nun kömmt der Schwarm der Unzufriednen, und Schmähsucht und Tadel erheben sich bis zu dem Throne. Man vergißt, daß Fürsten auch Menschen sind, und fodert von ihnen mehr als menschliche Kräfte. Alles das Gute, das uns von ihnen zufließt, sieht der größte Theil der Menschen als blosse Schuldigkeit an, und ein einziger Schritt, der im Ganzen oft gut und nothwendig ist, aber nach unserm Eigendünkel uns nicht gut scheint, macht, daß man ohne Nachsicht alle ihre Handlungen tadelt. Manche traurige Stunde müssen gute Fürsten haben, wenn sie zurück denken, wie ungerecht sie von dem größten Theile der Menschen beurtheilet werden; wenn sie einsam in ihren Kabinetern sitzen, und sich sagen: Die Gottheit ist mein Zeuge, ihr Völker! daß euer Glück mein einziger Wunsch ist; aber vergeßt ihr denn, daß die meisten von euch das Glück in der Einbildung suchen, die meisten

in der Unterdrückung ihrer Nebenmenschen; wie kann ich euch also alle glücklich machen, da eurem Herzen die Anlage zum Gefühl des Glückes fehlt? — — Die Gottheit befahl mir die Sorge für euch alle — alle seyd ihr ohne Unterschied meine Kinder. Vertheidige ich nun den Schwächern, so beleidigt meine Vertheidigung den Stärkern; schütze ich den Armen, so muret der Reiche; laß ich dem Reichen einen Vortheil, so schmäht aus Scheelsucht und Neid der Arme. So ist meine Lage, ihr Völker! eine Gottheit selbst kann allen Menschen nicht Recht thun. Denkt, ich bin einem Vater und Baumeister gleich, der den herrlichsten Plan zu einem Gebäude entworfen hat; aber der Baumeister allein kann den angelegten Plan nicht ausführen; er muß Paliere, Maurer, Steinträger und Handlanger haben, diese wählt er nun aus dem Mittel seiner Kinder, für die er das bequemlichste Gebäude aufführen will. Wenn nun diese seine eigene Kinder seinem Plane entgegen arbeiten, wenn der unbedeutendste Steinträger, statt seine Pflicht zu thun, müssig dasitzt, oder die Maurer die Anstalten der Paliere nicht befolgen, sagt, wer ist Schuld, wenn das Gebäude der Glückseligkeit nicht empor steigt? — Der Vater, oder die Kinder? — — So ists auch bey euch, ihr Völker! wenn jeder Bürger auf seinem angewiesenen Posten seine Pflicht erfüllt, seinen Fürsten liebt und gehorcht, seinem Vaterlande treu ist, sein Amt mit Ehrlichkeit verwaltet, denn wird bald Seligkeit in den Staaten empor steigen. Wenn bey dem Baue eines Pallastes keiner des Baumeisters Plan befolgt, jeder Arbeiter nach seinen Eigendünkel mauert, was würde das für ein Gebäude werden? — — Und so geht es manchmal auch im Staate. Der größte Theil arbeitet für sein

Pri-

Privatinteresse, und folglich nicht für das Interesse des Fürsten und des Ganzen, und denn, ihr Völker! seyd ihr ungerecht genug, und klagt euren Fürsten der Folgen an, von denen ihr die Wirkung seyd. — Euch selbst klagt an, und nicht den guten König, dessen wohlthätigen Absichten ihr so oft entgegen strebt. Alles, was euch von seiner Gnade zufließt, seht ihr als Schuldigkeit an, und jeder Verordnung, wo nur im geringsten das Privatinteresse eines Einzelnen gekränkt wird, dichtet ihr Ungerechtigkeiten an. Bildet zuvor eure Seelen, und findet ihr in eurem Herzen, ihr Völker! keinen Tadel mehr, denn tadelt den guten König.

So würde ich gesprochen haben, wenn ich bey den Schwätzern gewesen wäre, die bey Bettys Geschichte so über den König losgezogen sind; allein was würde geschehen seyn? Sie würden meiner gespottet und gelacht haben; sie würden gesagt haben: der Mensch zieht ohne Zweifel eine Pension vom Könige für seine Apologie. Das ist die gewöhnliche Sprache. Man vermuthet nicht, daß es Menschen geben kann, die die Wahrheit um der Wahrheit willen sagen, und das thät ich doch, nicht um der Narren willen, denn Narren sind der Wahrheit nicht empfänglich, sondern ich spreche meines guten Mitbürgers wegen, dem ich gerne hellere Begriffe von der Sache beybringen möchte, damit er gegen niemand ungerecht ist, besonders nie gegen seinen Fürsten. Unsere Pflicht thun, uns über den Tadel hinauszusetzen suchen, das ist unsere Sache. Was ich euch sage, ist zu eurem Wohle. Glaubt mirs nicht, wenn euch euer Herz nicht davon überzeugt; aber euer Herz wird euch überzeugen, denn meine Sprache geht aus meinem Herzen zu dem eurigen, und meine Bilder sind aus dem Menschen selbst, nicht aus der Einbildung hergehollt.

Betty erfährt, was Schwazhaftigkeit und Ehrabschneiderey in Städten ist.

Neue Vorfallenheiten erregen neue Geschwätze. Von Haus zu Haus wurde Bettys Geschichte erzählt, und jeder stümpelte was hinzu. Wer die Schwäzhaftigkeit in Städten kennt, der weiß, wie es zugeht. Niemand war mehr beschäftigt als die Neuigkeitenauffänger. Ich verstehe hierunter jene Menschen, die sich mit nichts andern abgeben, als immer Neues und Neues zu erzählen, und meistentheils auf Unkosten der Ehre ihres Nebenmenschen. Sergis war von diesen einer der berühmtesten. Nun, fieng Sergis in den Gesellschaften an, nun! hab ich es nicht immer gesagt, Lord Humfred wird sich noch gewiß die Ungnade des Königs zu ziehen; so ungestraft wird der Monarch die Behandlung der armen Betty nicht hingehen lassen.

Ein Anderer.

Verdrüßlichkeiten bekommt Mylord gewiß.

Sergis.

Verdrüßlichkeiten! — Ja, wenn es nur dabey blieb. — Sie werden doch wohl schon wissen, daß der Mylord all seiner Würden entsetzt ist — man behauptet gar, er soll im Gefängniß seyn.

Eine Bethschwester.

Mein Gott! mein Gott! ich wünsche zwar niemanden Böses, — — aber der Mylord — der Mylord bethete nicht gerne; ich sah ihn selten in der Kirche. — So gehts.

Sergis.

Mir ist leid um den guten Lord; ich aß oft bey ihm zu Mittage — aber einsperren hätte er das gute Mädchen nicht lassen sollen.

Ein Frauenzimmer.

Warum nicht? Bey mir hat er recht gethan. Was thut diese Dirne in der Stadt? Wäre sie hübsch auf dem Lande geblieben. Wir haben Mädchen genug in der Stadt. An wen sollte man denn zuletzt unsere Töchter verheurathen? — und über das ist ja hinter dem Mädchen gar nichts.

Sergis.

Wie! kennen Sie's?

Das Frauenzimmer.

O ja! man zeigte sie mir neulich in der Kirche. Es ist gar nichts Nobles in ihrer Physiog-

siognomie. Eine kleine Stirne, wie eine Ziege; eine Nase wie ein Zahnstocher, und ein Mäulchen, wie ein Eichhörnchen — — eine wahre Katzenphysiognomie. Ich weiß nicht, wie sich der König doch um solche Leute interessiren kann — — und ohne Zweifel legt sie auch Weiß und Roth auf.

Sergis.

Weiß und Roth — o unfehlbar! ich sah sie neulich in der Strasse gehen, wo der Parfümeur wohnt; da hollte sie ohne Zweifel Contrebande für ihre Schönheit.

Alle.

Ha ha ha!

Sergis.

Und was denken Sie nun von der würdigen Dame, zu der der König die Betty in die Kost gab?

Ein Frauenzimmer.

Ich denke, was sich von einer alten Dame denken läßt. Man sagt, diese alte Dame war in ihren jungen Jahren ganz galant. Es ist ja ganz natürlich; wenn man selbst der Liebe nicht mehr fröhnen kann, so macht man sich doch noch die Freude, ihr in der Ferne zu opfern.

Ein alter Mann.

Pfui! schämen Sie sich, die Leute so abscheulich durchzulassen. Ich kenne diese Dame,

sie ist eine ehrenvolle Frau, und verdient diese Erniedrigung nicht.

Da lachte nun die ganze Gesellschaft über den ehrlichen Alten, und als er fort war, giengs über ihn los.

Sergis.

Wenn man alt wird, wird man immer andächtig.

Ein Frauenzimmer.

Andächtig — — da betrügen Sie sich wohl; andächtig ist er gewiß nicht. In seinen jüngern Jahren war er der Cicisbeo der Frau, von der wir eben sprachen. Es ist ja bekannt.

Sergis.

Bekannt — — davon hab ich doch noch nichts gehört.

Eine Dame.

Wie Sie doch so abgeschmackt sind; man kennt ja den Vogel aus dem Gesange.

Sergis.

Itzt wundere ich mich nicht mehr, daß er so warm ihre Parthie nahm — der alte Hagestolz.

Dieses ist so eine kleine Skizze, wie man beyläufig die Menschen bey uns durchläßt. Ich habe genau in verschiedenen Gesellschaften aufgemerkt, und immer mehr Böses als Gutes von

dem Nächsten sprechen hören. Der Grund davon liegt in dem ungebildeten, lieblosen Herzen der Menschen. Wir suchen immer die Fehler der andern auf, damit man die unsrigen vergessen möchte. Wir wünschen immer, besser zu scheinen als andere, und sind's um kein Haar mehr; wir fühlen den Werth des Guten, und thun's nicht; wir erkennen das Böse, schmählen darüber und handeln doch böse. Wir muthen unserm Nächsten gar keine edle Absicht zu; alle seine Handlungen legen wir ihm zweydeutig aus, und woher dieses? — Aus Selbststolz, weil wir ihm nicht Gerechtigkeit wollen wiederfahren lassen; weil wir zu schwach sind, um zu sagen: dieser Mensch ist besser als ich; er handelt edler, und denkt richtiger. Wir erkennen nur unsere Verdienste, und sind blind zu den Verdiensten anderer. Daher beneiden wir immer den andern — selbst um das sittliche Gute, das er hat; darinn liegt auch die Ursache der Schwätzhaftigkeit und Ehrabschneidung. Man fängt von Tändeleien an und steigt bis zu den wichtigsten Sachen. Ich beobachtete, daß sich Mädchen wegen einem Haubenbande abscheulich durchhechelten.

Um mich der Charaktere der Menschen wahrhaft zuversichern, machte ich manche Erfahrungen. Ich sagte einigemal im Theater zu dem

nächst

nächst besten Mädchen: Seyen Sie doch so gütig, und sagen Sie mir Mademoiselle, (oder Freundinn) wer ist denn dieses hübsche Frauenzimmer dort, das sich so niedlich trägt? — Denn giengs gleich an. „Diese dort, mit dem grossen Hute, „oder dem Rosenbande — wer wird sie seyn? „Ein Mädchen, das gar nicht Ursache hätte, sich „so zu putzen. Es wäre besser, sie blieb zu Hau„se, und arbeitete etwas, als daß sie so in die „Komödie hereinsitzt. Aber man weiß ja wohl „warum. Auf ihrem Miste (ein allgemeiner „Ausdruck) wachsen freylich so schöne Mode„hüte und Hauben nicht; aber man weiß auch „schon, wo sie her sind. Wenn ich es so machen „wollte, könnte ich auch solche Hüte tragen, aber „da behüte mich Gott — meine Ehre und mein „guter Name sind mir viel lieber."

Ich. Wissen Sie denn was Böses von dem Mädchen.

Sie. Böses weiß ich eben nichts; aber man läßt ja einen auch nicht zusehen. Vermuthen kann ichs wohl. Es ist ja alles Sünde theuer — wie wird sich denn ein armes Mädchen so was selbst kaufen können?

Ich. Sie könnte es ja auch zum Geschenke bekommen haben.

Sie

Sie. Zum Geschenke! Ja freylich — ohne Zweifel von einem Chapeau, und die sind mir eben die wahren Herrn — sie schenken gewiß etwas umsonst.

Ich. Es muß ja eben nicht ein Liebhaber seyn; es könnte ja von einem Bruder, von einer Baase, von einer Freundinn, oder einer Dame ein Geschenke seyn: oder das Mädchen erspart sichs vielleicht; wer weiß, wie hart es ihr etwa ankömmt. Vielleicht trinkt sie Wasser und darbt, um sich ein kleines, unschuldiges Vergnügen zu verschaffen. Gute Kinder! seyd nachsichtig gegeneinander; ihr wißt nicht, wie sehr man durch eine zweydeutige Rede einem Mädchen schaden kann. Und ich setze, sie hätte den Hut wirklich von einem Liebhaber erhalten, was ist denn an der Sache? Habt ihr denn nicht selbst Liebhaber, und seyd ihr denn so spröde, alles wegzuwerfen, was man euch giebt? Freylich werdet ihr sagen, es ist nicht ohne Ursache — aber das ist doch nicht allzeit eine böse Ursache. Das Böse muß man niemal vermuthen. Es würde euch auch nicht lieb seyn, wenn man euch wegen einer so gleichgültigen Sache eine üble Nachrede hielt. Ich bin euch gut, ihr Kinder! weiß wohl, euer Herz ist nicht allzeit Schuld daran, aber eure Wäschhaftigkeit — o pfui! die müßt ihr euch abgewöhnen.

nen. Hört! ich will euch über eure Schwätzhaftigkeit ein launigtes Ding erzählen, das ich neulich so auf euch zusammen stoppelte.

Der Modehut.

Aus Frankreich kam zum Isarstromm,
ein Marchand angefahren
sein alter Gaul war grau, und fromm,
und er von besten Jahren.
Er lößte Geld und reißte froh
mit seiner Frau inkognito.

Monsieur Ruban, so hieß der Herr,
die Frau hieß Madam Gode;
aus Lyon kam er grad hieher,
und brachte neue Mode.
Sie reißten durch die weite Welt,
verkauften Tändelein um Geld.

Drey Meilen hinter Dietramsbach,
da liegt ein grosser Flecken;
er giebt der größten Stadt nichts nach.
an Narren und an Gecken;
dort kömmt aus Liebe zum Gewinn
die Mode Caravanne hin.

Sogleich ließ er in Folio
den grossen Zettel drucken.
Jasmin, Pomade, Coclико,
Gaß, Bänder und Perucken:
Mit einem Wort, was putzt und schmückt,
war auf dem Zettel abgedrückt.

Was

Was man bey Monsieur le Ruban
im Gasthof bey den Mohren
an Modewaaren haben kann
ganz neu und auserkohren
nebst auch den nächsten Preis im Geld
war alles richtig hergezählt.

Die Zettel waren um und um
von Haus zu Haus getragen
voll Freude war das Publikum,
so pflegte man zu sagen.
Willkommen ist in jedem Land
ein neuer Hut, ein neues Band.

Die Mädchen waren herzlich froh
und säumten nicht zu laufen,
und suchten ihre Herrn Chapeaux,
um etwas einzukaufen.
Und dieses kränkte manchen sehr,
denn vielen war der Beutel leer.

Das schönste Stück, das war ein Hut
besteckt mit tausend Federn;
er glänzte, wie die Morgenglut,
und hob sich wie in Rädern;
er war nach wahrer Persertracht
aufs allerkünstlichste gemacht.

Es stieg ein ganzer Saal empor
und hundert Papageien

verhüllt in Spitzen und in Flor,
die hörte man fast schreien,
und alles, wie mans noch nie sah,
war lebhaft und natürlich da.

Dem Magistrat, dem fiel nun ein
der herrlichste Gedanken;
wo, sprach er, so viel Mädchen seyn
da giebts nur Stof zum Zanken,
denn, sagt er, ja ganz sicherlich
will jede diesen Hut für sich.

Um jedem Zank und Zwistigkeit
vernunftig vorzubeugen,
so wollen wir aus Höflichkeit
uns generös bezeugen;
für alle Mädchen aus der Stadt
hängt nun der Hut in dem Senat.

In pleno des consilii
war itzt die grosse Frage
des Burgermeisters Incliti,
wer nun das Hütchen trage?
und jedem Mädchen aus der Stadt
bewilligt ihn der Magistrat.

Nur war noch die Kondition
ins Protokoll getragen,
man giebt was weniges davon
an Fest und Feyertagen;
denn leiht man ihn von Haus zu Haus
für jedes gute Mädchen aus.

Doch kaum sah man im Publiko
den Hut in allen Gassen,
so ward das arme Mädchen so
erbärmlich durchgelassen,
so, daß die ihn zum ersten trug,
sich ihre Brust vor Zorn zerschlug.

Der zweyten ward auch Schimpf gethan,
und eben so der dritten;
da fiengen sie ganz höflich an
den Hut sich zuverbitten
und seit der üblen Laune her
trägt keine diesen Hut nicht mehr.

So sind die Mädchen, um ein Band
verfolgen sie und hassen,
man denkt, der Mann hat mehr Verstand,
und kann sich eher fassen,
doch nein, sie hassen eben so,
um ein gelehrtes Cocliko.

Sehr schwach sind ja in diesem Fall
die meisten Herrn Authores,
es hecheln sich ja überall
die guten Herrn Doktores,
oft gilt ihr ganzer Authortand
nicht soviel als ein Haubenband.

Man schwätzte noch verschiedenes über Betty's Geschichte; endlich aber, wie es gemeinig-

lich

lich geht, wurde alles auf einmal stille. Ein neuer Vorfall verdrängt immer den alten, und glücklich der, wenn er eine Narrheit begeht, den rechten Zeitpunkt errathet, in dem noch eine grössere begangen wird, denn man wird bald die seinige vergessen. Nachdem der erste Tumult vorüber war, und man schier in der ganzen Stadt gar nichts mehr von Betty sprach, denn kam die Zeit der Reflexion der Politiker, die in Bettys Geschichte verwickelt waren. Lord Humfreds Sachwalter ließ sich bey dem Lord melden, und bath um eine Unterredung. Man ließ ihn vor.

Falsche Politik der Sachwalter.

Der Advokat.

Nun ist der rechte Zeitpunkt, Mylord, daß ihre Sache bey dem Gerichtshofe betrieben wird.

Mylord.

Nun? Warum so spät? Sie wissen, wie der König aufgebracht ist.

Der Advokat.

Mylord! man muß die Sache mürbe werden lassen. Unzweifelbar würden Sie in den ersten Tagen bey dem Gerichtshofe verlohren haben, denn alle Gemüther waren gegen Sie aufgebracht, alles nahm Antheil an Betty: dieser Zeitpunkt ist nun vorüber; die Empfindungen des Pöbels erlöschen bald, und der Antheil, den das Volk an einem Unglücklichen nimmt, gleicht einem Champagner Rausch, der bald vorbey ist.

Mylord.

Sie reden klug.

Advokat.

Zeit und Erfahrung machen den Menschen klug. Ich versichere Sie, Mylord! daß ich mehr Prozesse durch Klugheit als durchs Recht gewonnen habe, und so hoffe ich auch den ihrigen zu gewinnen.

Mylord.

Das würde das Meisterstück ihrer Wissenschaften seyn.

Advokat.

Ich zweifle nicht, Mylord! Ich habe verschiedene Plane entworfen; jeder ist gut, nur die Wirkung von jedem ist verschieden. Ich lasse Ihnen die freye Wahl. Hier diesen kleinen Plan, den Sie sehen, nenne ich den Plan der Verewigung: das heißt, die Kunst, die Streitsache so einzuleiten zu wissen, daß sie nie ausgeht. Der zweyte Plan ist der des geheimen Verständnisses, das will sagen: die Kunst, den gegentheiligen Anwald auf meine Seite zu bringen, so, daß er nur dem Scheine nach wider mich arbeitet, und in der That mit mir verstanden ist.

Lord.

Wie kann das geschehen?

Advokat.

Sie können fragen? — Das geschieht durchs Geld.

Lord.

Lassen Sie weiter hören.

Advokat.

Der dritte ist der Plan des Tantalus.

Lord.

Was will das sagen?

Advokat.

Sie wissen ja aus der Göttergeschichte, daß Tantalus immer die besten und schönsten Speisen vor sich sieht, und diese sich seinen Händen entziehen, so bald er sie zu haschen glaubt: so muß auch meine Gegenparthey immer den Gewinn der Sache vor ihr haben, und doch in der Exekution nichts erhalten. Dieses Studium ist aber mühsam; ich habe manchmal viele Nächte daran gewendet.

Lord.

Ich sehe, daß Sie tiefe Einsichten haben.

Advokat.

Dessen kann ich mich ohne Ruhmredigkeit schmeicheln. Auch kenne ich den Charakter der Magistratspersonen. Ich kenne die schwache Seite von jedem, und weiß sie zum Vortheil meiner Parthey zu benutzen. Bey dem Empfindsamen stehen mir die Thränen in den Augen; bey dem Gerechten klage ich über mein Schicksal, das mich verurtheilt hat, eine solche causam zu vertheidigen. Ich lobe seine Gerechtigkeitsliebe, und lache in meinem Herzen darüber, denn ich suche entweder eine Gelegenheit, daß so ein Mann zur Zeit des Vortrags der Sache mit einem andern Geschäfte beladen wird, und wo nicht, daß ich doch die Mehrheit der Stimmen für mich habe. Bey dem Eigennützigen empfehl ich mich durch Geschenke; den Furchtsamen suche ich zu schrecken;

den

den Unerfahrnen zu belügen, und so habe ich die Aussprüche der Richter in meinen Händen.

Lord.

Ich sehe wohl, daß Sie sehr tiefe Kenntnisse und Einsichten haben: aber wie vereinen sich all diese Sachen mit den Grundsätzen eines ehrlichen Mannes und der Religion?

Advokat.

Kann ich diese Grundsätze nicht mit dem ehrlichen Manne und der Religion vereinen, so vereine ich die Religion und den ehrlichen Mann mit meinen Grundsätzen, das will sagen: ich schnitze den ehrlichen Mann und die Religion so lange zu, bis sie in mein System einpassen, und wenn sie auch so verstümmelt werden, daß schier nichts mehr davon übrig bleibt.

Lord.

Das ist treflich. Sie glauben also nicht, daß ich mir in dieser Sache ein Gewissen machen darf?

Advokat.

Im geringsten nicht. Es kann alles optima conscientia geschehen. Man muß sich nur ein gewisses dictamen zu machen wissen.

Lord.

Aber zur Sache. Auf welche Art glauben Sie wohl, daß diese Geschichte am besten zu enden wäre?

Advokat.

Ich dächte, Sie schlügen gleich einen vortheilhaften Vergleich vor: hiedurch werden Sie nicht allein die Gnade des Königs, als auch die

Gunst

Gunst der Richter und den Beyfall des ganzen Publikums für sich haben. Man muß immer Großmüthig scheinen wollen, wenn man es auch nicht ist. So geben Sie der Betty alte verlegene Papiere, Obligationen, die nicht mehr einzukaßiren sind, oder versichern ihr Kapitalien, worauf andere schon Ansprüche haben, so, daß sie wenn sie die Gelder erheben will, keinen Kreuzer bekömmt, daß ihr von allen Seiten nichts als Widerspruch und Prozesse über den Hals fallen.

Lord.

Ihre Rathschläge gefallen mir aber wirklich nicht recht. Mein Freund! verlassen Sie diese Grundsätze, wenn der König hinter ihre Schliche kömmt so — —

Advokat.

Gut! wenn Sie meine Dienste nicht gebrauchen wollen, so diene ich wider Sie. Gott weiß — es ist zwar das erstemal, daß ich eine gerechte Sache vertheidige, ich will mir sie aber so angelegen seyn lassen, daß ich Ihnen zeigen werde, wer ich bin, Mylord! Glauben Sie aber nicht, daß ich der Sache willen dießmal gerecht seyn werde, nein! ich will nur gerecht seyn, mich an Ihnen, Mylord! wegen ihrer Beleidigung zu rächen.

Lord.

Besänftigen Sie sich — besänftigen Sie sich. Nun, nu! es ist schon wieder gut, alter, lieber Hausfreund!

Nun war die Sache ausgemacht. Der Prozeß wider Mylord Humfred fieng an, und war bereits im Gerichtshofe entschieden.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Ueber Betty und Lord Humfred wird das Urtheil gesprochen.

Es ist ein wunderliches Ding um die Gerechtigkeit der Menschen; selten entscheiden die Gesetze, meistentheils die Meynungen, die die Richter von den Gesetzen haben — auch manchmal die Leidenschaften. Die Sachwalter haben die Vertheidigung der gerechten Sache zum Brodstudium gemacht, und verfielen daher auf Spekulationen zu gewinnen. Die erste Frage ist immer: wie ist die Sache zu verlängern, zu verdrehen? Wie ist die Sache in Verwirrung zu bringen, oder wenn es etwas einträgt, zu verewigen? Wie kann das Recht Unrecht, und das Unrecht Recht werden? Wie kann man aus einem Prozesse zween machen? und wie ist es anzugehen, daß Kinder und Kindskinder noch zu streiten haben? Nach solchen Planen arbeitete auch Lord Humfreds Sachwalter, der in sich selbst nichts als ein blosser Rabulist war. Als er Lord Humfred verließ, reuete es ihn wieder, daß er ihm den Vorschlag zu einem Vergleiche gemacht hatte. Das war dumm, fieng er an; ich hab da ganz wider mein gewöhnliches

System gehandelt; ich hätte dem Lord zu keinem Vergleiche rathen sollen; obwohl meine Meynung nie anders war, als einen solchen Vergleich vorzuschlagen, woraus selbst wieder hundert Prozesse entspringen könnten, so hätte ich doch klüger gehandelt, ehevor hundert Prozesse zu machen, und denn erst den Vergleich, daraus wieder hundert Prozesse sich ergeben, am Ende vorzuschlagen: allein was ist nun zu thun? — — Hier setzte er sich nieder, und berechnete, ob es keine actiones præjudiciales, forideclinatorias gäbe, oder andere dergleichen aus der Sache zu pressen wären, die den Stritt verlängern und verzögern könnten; wie erschrack er aber, als er zum Gerichtshofe citirt wurde, und hörte, daß der König selbst bey Untersuchung dieser Sache gegenwärtig seyn wollte.

Der Rath war versammelt, und in der Gerichtsstube herrschte ehrfurchtsvolle Stille. Der König saß ernsthaft auf dem Tribunale, und, nachdem er verschiedene Meynungen über die Sache gehört hatte, fieng er so an:

Ich sehe meine Herrn, daß einige von ihnen die Sache nicht recht einnehmen; andere scheinen von der Parthey des Lords zu seyn; und wieder andere, die ich hier im Rathe anzutreffen hofte, erscheinen gar nicht: ich will, daß sie kommen.

Nun

Nun hollte man die Abwesenden.

Der König.

Warum, meine Herren! erschienen Sie heute nicht beym Rathe?

Einer davon.

Verzeihen Eure Majestät! wichtige Vorfallenheiten hinderten mich.

König.

Das ist eine kahle Entschuldigung; reden Sie ungescheuht.

Der nemliche.

Weil es Eure Majestät so befehlen. Ich wußte, daß man heut über Lord Humfreds Sache entscheiden sollte; ich wollte daher bey dieser causa nicht gegenwärtig seyn, weil ich ganz gewiß war, daß jeder Theil seine Parthey haben würde. Ich konnte des Lords Verfahren in meinem Herzen nicht billigen, und würde also meine Stimme wider ihn gegeben haben: allein, grosser König! die Menschen sind und bleiben Menschen. Nach dem natürlichen Gange der Sache würde vielleicht Lord Humfred, der eine grosse Parthey für sich hat, gewonnen haben; wo ist nun der Mensch, besonders der Reiche, der dem Richter die Gerechtigkeit widerfahren läßt, er habe mit Recht verlohren; meistentheils beschuldigt der Verlierende den Richter einer Unge-

rechtigkeit. Der Lord ist mächtig; ich bin arm, und habe eine Familie; ich wollte mich dem Hasse dieses Mannes nicht aussetzen; aber doch hatt' ich auch zu viel Redlichkeit, um in einer gerechten Sache wider mein Gewissen zu sprechen, und erschien daher gar nicht im Rathe.

König.

Schwacher Mensch! du glaubst also, du hättest nicht wider dein Gewissen gehandelt? Hast du nicht der gerechten Sache eine Stimme entzogen? Hätte dein Urtheil, deine Beweggründe nicht vielleicht andere auf deine Meinung bringen können? Auch du hast Antheil, wenn je ein ungerechter Ausspruch wider Betty erfolgt. Der, der bey dem Leiden der Unschuld schweigen kann, trägt soviel Schuld an ihrem Verderben, als der, der sie verurtheilt.

Als der König so sprach, erhob einer von den Räthen seine Stimme. Verzeih'n Eure Majestät! sagte er, daß ich hier die Parthey dieses Mannes nehme; ich denke gerade, und scheue den Grossen und den Reichen nicht; getraue mir ihm ins Gesicht zu sagen: du hast Unrecht; wenn er Unrecht hat: aber was sind die Vortheile meiner Denkungsart? — Ich lebe unter diesem Schwarme von Menschen; man weiß ihren Einfluß auf die wichtigsten Geschäfte, und wie oft bin ich in dem billigsten Begehren zurückgewiesen

wor=

worden, weil man mich als einen Starrkopf ausschreit, der alle krumme Wege gerad machen will; als einen Mann, der wider den Stromm schwimmt. Was war mein Vortheil? — Armuth und Verfolgung. Ich kann sie leicht ertragen; ich habe keine Familie, mit meinem Leben hört meine ganze Existenz auf: aber dieser Mann, mit dem Eure Majestät sprechen, hat Kinder. —

König.

Meine Pflicht ist, sie zuversorgen, denn um der Gerechtigkeit willen soll keiner meiner Bürger leiden. Aber warum klagt man und sucht nicht Hilfe bey mir, der ich so gern ganz euer Vater seyn möchte?

Ein Rath.

Eure Majestät sind Vater, das ist gewiß; alle ihre Unterthanen sollten aber auch ihre Kinder seyn, folglich wären wir alle Brüder; denn wäre der Zutritt zum Vater leicht, der Bruder würde den Bruder dahin führen: aber so sind Eure Majestät auch König, und Könige umgiebt Macht und Grösse; Macht und Grösse erzeugen Sklaven, und diese hören auf, Brüder zu seyn, und versperren dem Elende und der Armuth den Zutritt zum Thron.

König.

Sie sollen ihn aber nicht versperren; ich will zeigen, daß der Name eines Königs für

mich

mich keinen Werth hat, wenn ich nicht zugleich auch Vater meiner Unterthanen seyn kann. Aber zur Sache!

Hier setzte sich der Rath: und nach einer Pause fieng der König an:

Ich klage im Namen der Menschheit vor den Gesetzen des Landes den Lord Humfred einer schändlichen That halber an, und fodere Recht im Namen der Unterdrückten.

Nun erzählte der König die Geschichte; die Rechtsanwälde sprachen pro & contra, und der Rath entschied: daß der junge Lord Humfred schuldig seye, die entehrte Betty zu heurathen, und ihr Kind als das seinige zu erkennen und zu erhalten, und die Gerichtskosten zu ersetzen.

Unbillig, ihr Richter! fieng der König an, ist euer Ausspruch nicht; aber gerecht kann ich ihn doch nicht nennen. Ihr habt eine Menge Sachen übersehen. Nun will ich entscheiden. Der junge Lord soll die Betty heurathen: das ist keine Strafe für den Verbrecher, das ist Strafe für die Unschuld. Ihr wollt das unschuldige Mädchen an einen Mann ketten, der sie verabscheut; ihr wollt durch euren Ausspruch dem Kinde einen Vater geben, der kein Vaterherz hatte. Betty wird ein gutes Weib werden; aber Lord

Hum=

Humfred ist ihrer nicht werth; er soll die Strafe fühlen, sie zu vermissen. Der süsse Name eines Vaters soll nie von den Lippen des Kindes in seine Ohren tönen. Ich erkenne; Lord Humfred ist unwürdig Betty's Gatte nnd der Vater ihres Kindes zu seyn. Er ist ein stiller Mörder, denn Betty wäre mit ihrem Kinde verschmachtet, wenn nicht beyde der menschenfreundliche Lillo gerettet hätte. Lord Humfred ist ein stiller Henker; er soll daher ein öffentlicher werden; auch er und sein Vater sind Schuld an der abscheulichen That, die der Bösewicht Clinbek an ihr verübt hatte, der es dahin zubringen wußte, daß sie eingekerkert wurde. Es war eben nicht der Wille des alten Lords; aber es ist doch seine Schuld, weil er solche kriechende Insekten um sich duldet, die auf das Zutrauen seines Schutzes Böses ausüben. Ich verurtheile daher diesen abscheulichen Bösewicht, Clinbek, zum Strange, und weil er immer so ein kriechender Wurm war, der sich heuchelnd vor den Grossen und Reichen bückte, um von ihnen erhoben zu werden, so befehle ich, daß ihn der junge Humfred aufhenken soll. Lord Humfred soll ein öffentlicher Henker werden, denn er war der stille Henker der armen Betty. Lord Humfreds Anwald, der es wagte, einen abscheulichen Vergleich vorzuschlagen, um die Unglückliche noch unglücklicher zu machen — die-

ser

ser elende Sachwalter, der seinen Verstand zum Unglück der Parthey mißbrauchte, der soll mit einem Ochsenjoche an der Stirne den zum Strang verurtheilten Bösewicht auf dem Karrn zum Galgen ziehen, damit er sich doch auf seinem Todbette sagen kann: das war die erste gerechte caussa, die ich führte. Lillo soll für seine That erhoben und belohnt; die Güter des Lords conficirt, und der Betty und ihrem Kinde zuerkennt werden.

Dieses ist mein Urtheil; als Richter steht es mir nicht zu es zu mildern; wenn Betty es mildern will, die die Beleidigte ist, so können die Gesetze nichts einwenden. So sprach der König, und das Urtheil wurde publizirt. Da stürzte die arme Betty zu den Füssen des Königs, und bath für den Vater ihres Kindes. Das Urtheil wurde daher für Lord Humfred gemildert, weil sie ihn selbst zum Gatten wählte. Er erwachte aus seinem Taumel, und eilte in die Arme der verlassenen Betty. Auch für Clinbek und den Sachwalter wollte sie bitten; aber der König antwortete ihr: Es stund bey dir, gutes Mädchen! den Ausspruch der Gesetze, der dir Gerechtigkeit verschafte, zu mildern; aber die Gesetze, die der ganzen Menschheit Genugthuung schuldig sind, lassen sich auf deine Bitte nicht ändern. Diese

Genugthuung geschieht nicht für die beleidigte Betty, sondern für die beleidigte Menschheit. Clinbek und der furchtsame Richter, der Betty so unmenschlich behandeln ließ, wurden daher auf einem Karren, in welchem der Sachwalter eingejocht war, zum Galgen geführt, und endeten dort durch den Henker ihr Leben.

Betty lebte glücklich in Humfreds Armen; der Lord verließ die Stadt, und fand das wahre Vergnügen des Lebens im Schoose der Natur, und das Volk schrie: Preis und Lob dem gerechten Könige!!

Mein Traum
in einer
Frühlingsnacht.

Unfreundlich sah das Wetter aus,
der Himmel war ganz trübe:
da sang in Nachbar Hansens Haus
ein Mädchen von der Liebe.

Schön sang es wie die Nachtigall,
und ihre schönen Töne
entlockten durch den sanften Schall
mir manchmal eine Thräne.

Bey

Bey Gott! mir war so wunderlich,
ich kann es selbst nicht sagen:
es däuchte mir, als regte sich
mein Herz zu ihren Klagen.

Ach! ihrer Stimme sanfter Klang
war, wie der Heilgen Bethen:
und daß mit ihr ein Engel sang,
das wollte ich schier wetten.

Ich stell' den Abend mir noch vor,
als wenn es heute wäre:
noch klingts mir immer vor dem Ohr,
und noch fließt manche Zähre.

Mein Martin! fieng das Mädchen an,
kannst du so lang verweilen?
Komm doch, komm bald, geliebter Mann!
mir meinen Schmerz zu heilen.

Du weißt, ich lebe nur für dich,
für dich leb ich hienieden,
und ohne dir ist sicherlich
mein Schicksal schon entschieden.

Verläßt du mich, so will ich mir
mein Grabe, Martin! suchen:
doch aber wird dein Mädchen dir
Treuloser! niemal fluchen.

Wie oft hab ich an dich gedacht!
  du weißt nicht, was ich fühle!
So sang sie; es war Mitternacht,
  und alles war nun stille.

Mit Wolken war der Mond verhüllt,
  der Himmel drohte Regen:
doch Hannchen, die nur Liebe fühlt,
  die lächelt ihm entgegen.

Du Freund! so sang sie weiter fort,
  du Freund der sanften Triebe,
geliebter Mond! horch auf mein Wort,
  und segne meine Liebe.

Ich sah zum Fenster stetts hinaus
  in meines Nachbars Garten,
und schlich mich denn aus meinem Haus,
  den Ausgang abzuwarten.

Unweit von Hannchens Schlafgemach
  stund eine grosse Linde:
da wo sie oft mit Martin sprach —
  auch gar bey Sturm und Winde. —

Da stellt' ich mich in Hinterhalt
  dem Fenster gegen über.
Die Nacht war ganz verteufelt kalt,
  das Wetter immer trüber.

Zuletzt fiengs gar zu blitzen an,
und wirklich — mir zum Possen! —
als hätt' man mirs zum Trotz gethan
warfs schussergrosse Schlossen.

Ich ward recht tapfer hergebläut,
und redlich abgedroschen;
und fand zu meiner Sicherheit
nicht einmal einen Boschen.

Ich wollte in mein Haus zurück;
da war die Thür verschlossen.
Ich fluchte nun mit Galg und Strick
auf alle Liebespossen.

Doch faßt' ich mich bald wiederum;
der abentheurer Plagen
sind wie in jedem Säkulum
auch schwer in unsern Tagen.

Naß und vom Regen zentnerschwer
sah ich auf Hannchens Zimmer;
und sah und hörte nun nichts mehr,
und horchte dennoch immer.

Gut Nacht! so dachte ich mir nun;
das Mädchen gieng zu Bette.
Schlaf wohl! sanft sollst du Gute! ruhn
bis zu der Morgenröthe.

Nun kletterte ich auf den Baum
ein Lager mir zu machen:
doch war ich auf den Aesten kaum,
schon hörte ich ein Krachen.

Man sprengt die Gartenthüre ein
durch wiederholltes Stossen.
Ein Wagen fuhr die Strass' herein
bespannt mit falben Rossen.

Ein Junker springt ganz rasch heraus,
hintnach sein Kammerdiener,
und näherten sich Hannchens Haus:
ich sahs beym Mondenschimmer.

Recht gut! so fieng der Junker an,
wir wollen sie entführen:
der dumme Töffel Martin kann
hierüber wohl krepiren.

Nun ist er gut zu Haus versperrt;
wie wird der Kerl fluchen,
wenn er von der Geschichte hört,
und will sein Mädchen suchen!

A mon honneur! der Tölpel soll
von ihr nichts mehr erfragen:
doch, Kammerdiener! glaubt ihr wohl,
die Sach sey nun zu wagen?

Der Diener macht ein Reverenz,
und sprach: es geht gleich weiter:
nur halten Eure Exzellenz
ein wenig mir die Leiter.

Nun gieng es auf ein Steigen los
bis an des Zimmers Fenster,
das öffneten sie durch den Stoß,
wie wilde Nachtgespenster.

Was heißt doch das, bey meiner Seel'e!
que font - ils? quel diable!
zu rauben eine demoiselle
das ist nicht raisonable.

Schon waren sie im Schlafgemach,
da gab der Zorn mir Flügel:
ich eilte ihnen hastig nach
mit einem grossen Prügel.

Schon fieng das Mädchen an zu schrein;
sie wollten sie schon rauben:
da kam ich auch zum Fenster n'ein,
sie tüchtig abzuklauben.

Was, Teufel! fieng ich schrecklich an,
ist das für eine Mode!
Ein Schurk ists, der so handeln kann,
ich schlag euch alle todte.

Das Mädchen ist ein gutes Kind;
was habt ihr hier zu machen?
Ich schlag' euch alle lahm und blind,
daß euch die Ribben krachen.

Ihr Junker, ohne Ehr und Muth!
schreibt gleich hier etwas nieder:
gebt diesem Kind ein Heurathgut
und kömmt mir so nicht wieder.

Wo nicht, so kommt ihr aus dem Haus
für wahr bey meiner Ehre
nicht ohne Prügeltracht hinaus,
und wenns der Teufel wäre.

Da zitterte der Herr Baron
bath höflich um Vergeben;
versprach, erhielt er nur Pardon,
gern etwas herzugeben.

Mit Mädchen Ehre scherzt man nicht,
sprach ich ganz ungeduldig:
Versorgt sie, das ist eure Pflicht,
ihr seyds dem Mädchen schuldig.

Glaubt ihr, weil ihr ein Junker seyd,
und ein verwegner Kautze,
sey jedes Mädchens Ehrlichkeit
ein Ding für eure Schnautze?

Ich nahm das Mädchen denn in Schutz,
die mich mit Küssen lohnte;
und bothe dem Verwegnen trutz,
der sie mir nehmen konnte.

Denn eilten wir zu Martin hin;
ich gab ihm seine Schöne:
er lächelte und mein Gewinn
war eine Menschen Thräne.

Der Wonne, die ich da genoß,
gleicht nichts an Seligkeiten;
der Dankesthräne, die da floß,
gleicht nichts an Süssigkeiten.

Und endlich bin ich aufgewacht;
ich fühlte, die Geschichte
war nur in einer Frühlingsnacht
ein blosses Traumgesichte.

Und doch — wie selig waren mir
der reinsten Freude Keime!
Gieb grosser Gott! ich fleh zu dir
mir öfter solche Träume.

Narva, eine Erzählung.

Narva der Jüngling wird von dem weisen Ibar erzogen.

In Tauris wüthete die Pest, und Hussan lag krank darnieder. In den letzten Tagen seines Lebens ließ er einen der Weisen zu sich rufen, der sein Freund war, und entfernt von der Stadt seine Hütte auf dem hohen Gebürge bauete, wo er abgesondert von Menschen lebte. Ibar, so nannte sich der Weise, kam zu seinem Freunde, und Hussan reichte ihm seine sterbende Hand, und fieng so zu ihm an: Ich vertraue dir alles, was mir theuer ist, ich vertraue meinen Sohn deiner Obsorge. Entreiß' ihn den Gefahren, die ihm in dieser Stadt drohen, unterrichte ihn in der grossen Kunst glücklich zu seyn, denn Erfahrung lehrte mich, daß die meisten Menschen nur darinn unglücklich sind, weil sie die Kunst nicht wissen, glücklich zu leben. Ich hinterlasse meinem Sohne viele Schätze und einen grossen Reichthum. Hier auf diesem Papiere ist der Ort verzeichnet, wo sie liegen; aber ich bitte dich, Ibar!

verschweige sie meinem Sohne, bis sein Herz gebildet ist, denn ich will nicht, daß er in Gold und Schätzen sein Glück zu finden glaube. Ich bin dem Tode nahe, und fühle daher deutlich, daß es sonst kein wahres Glück hienieden giebt als die Tugend. So sprach Hussan und starb. Sein Sohn Narva entfernte sich bald von der Hauptstadt der Provinz Aderbyon, und auf dem Gipfel des Berges Coro, wo der Einsiedler wohnte, verlebte er die ersten Tage seiner Jugend.

Früchte pflanzen, Kräuter sammeln war Narva's Beschäftigung, und die Auferziehung, die ihm Ibar gab, war einfältig und ungekünstelt. Er wiederhollte ihm täglich den Wahlspruch: **Sey gutthätig und du wirst glücklich seyn.** Täglich versammelten sich eine Menge armer Menschen am Fusse des Berges, und empfiengen Früchte und Brod aus Narvas gutthätiger Hand. Der weise Ibar selbst vertheilte Allmosen unter sie, und zeigte dem jungen Narva durch Beyspiele, welche Wonne ein Menschenherz fühlen kann, wenn es gutthätig ist. Jeden neuen Tag arbeitete Narva mit neuem Fleiße; täglich pflanzte er neue Bäume, und bearbeitete öde Erdreiche, um seine Früchte zu vermehren, um noch mehr wohlthätig seyn zu können.

Ibar überzeugte sich bald, daß Narva die Zeit seines Lebens durch wohlthätig seyn werde. Sohn! sagte er daher eines Tages, was würdest du thun, wenn die Gottheit dich mit Reichthum und Schätzen überhäufte? — Kannst du wohl fragen, guter Ibar! erwiederte der Jüngling; ich würde mich glücklich schätzen, in der Lage zu seyn, den Elenden zu unterstützen, und dem Hilflosen zu dienen; für mich, theurer Ibar! wünsche ich mir nichts als Gesundheit, Stärke zur Arbeit, und das Vergnügen immer wohlthun zu können. Ich wollte dem Elenden sagen, sieh! hier ist Hilfe; sey glücklich und weise wie Ibar.

Ibar.

Wohl mein Sohn! — Morgen, ehe die Sonne den Gipfel unsers Berges beleuchtet, so sollen Schätze und Reichthum zu deinem Befehle seyn. Glücklich der Arme, der Schwache, und Unterdrückte! — Du Narva wirst ihnen sagen können: Trocknet eure Thränen; Narva ist bey euch; erwachet über euer Glück; er ist die Stütze der Fallenden, und der Trost der Leidenden.

Voll edlen Gefühles legte Narva sich zur Ruhe, denn die Sterne glänzten schon am Himmel. Ruhig war sein Schlaf, wie der Schlummer eines Engels, der die Hülle eines Menschen

trägt: und sein Puls schlug sanft, denn keine unedle Leidenschaft empörte seine ruhig fliessende Säfte.

Eine Betrachtung in der Nacht.

Groß und edel ist unsere Bestimmung, ihr Menschen! in der Kette der Dinge sind wir an der höchsten Stuffe der erschaffenen Wesen auf dieser Körperwelt. Wir grenzen schon an den Engel, und das Gefühl unsrer Seele schwingt uns schon zum Geist empor, wenn gleich die schwere Masse des Körpers uns noch zurück hält. Unendlich sind die Fähigheiten, die in uns liegen; unendlich die Wege des Fortganges zu höherer Bestimmung — zur Vollkommenheit — zur Aehnlichwerdung der Gottheit. Alles verkündiget uns, daß wir Wanderer hienieden sind, und der, der seine Bestimmung fühlt, verweilet sich nicht auf dieser Reise, sondern er eilt fort auf den Wegen, die die Vorsicht ihm vorzeichnete, und erwartet den Wink des Ewigen.

Dem Körper nach sind wir Thier, und der Seele nach unsterbliche Geister. Sinnlichkeit und Verwesung sind der Antheil unsrer Hülle, die uns deckt; Freyheit und Unsterblichkeit ist das, was unser Geist erwartet. Wie mehr der Mensch am Körperlichen hangt, desto mehr ist er Thier; je

mehr

mehr der Mensch dem Geistigen nachstrebt, wie mehr nähert er sich dem Engel. Es giebt daher tausend und tausend Gradationen vom Unvollkommensten bis zum Vollkommensten, vom Thiermenschen bis zum Geistmenschen, von dem, der den Abstand vom Thier zum Menschen, und von dem, der den letztern vom Menschen zum Engel macht.

Fortgang zu höherer Vollkommenheit ist Gutes — wahres Gute — und das wahre Gute unsere Bestimmung. Religion und Offenbahrung lehren sie uns kennen. Tugendhaft seyn heißt, vollkommner werden — vollkommner werden, heißt sich der Gottheit ähnlicher bilden — sich der Menschenbestimmung mehr nähern — mehr zur Einswerdung hinschreitten.

Gott ist die vollkommenste, reinste Liebe; seine höchste Seligkeit besteht in unendlich thätiger Liebe; seine Gesetze sind Liebe und unser Beruf Liebe. Einfältig und ungekünstelt sind seine Gesetze. Liebt mich! — liebt euch! dieses ist sein Geboth. O kännten wir doch diese Gebothe, wie selig wär diese Erde hienieden! — aber Finsterniß entfernt uns noch immer vom Licht. So bald die Menschen sich lieben, so ist die Welt glücklich; aber sie lieben sich nicht, sie hassen sich, sie entheiligen ihre Bestimmung, und setzen sich

herab

herab zum reissenden Thier. — Aber läßt mich hierüber nicht weiter sprechen; die wenigsten Menschen verstehn mich, und die, die mich verstehn, diesen flüstert die Gottheit diese Sprüche ins Herz, und sie haben den Zuspruch eines schwachen Sterblichen nicht nöthig.

Der heilige Gesang der Vögel ertönte im Hain, und die Sänger des Waldes heiligten mit Psalmen der Natur die Gottheit beym Aufgang der Sonne. Narva erwachte, und fühlte sein Daseyn.

Was heißt sein Daseyn fühlen?

Ich fühle mein Daseyn; das heißt, ich fühle, daß ich lebe; — ich fühle, daß ich ein Wesen bin, das sich seiner bewußt ist. Mein Auge sieht die Herrlichkeit der Natur, die blühenden Fluren, den grünen Hain, die majestätischen Wälder; mein Ohr hört das Rauschen der Bäche, die Töne der Lerche, die Lieder der Nachtigall. Ich rieche die aromatischen Blumen, fühle den Wohlgeruch der düftenden Rosen; meine Wangen sind empfänglich der Eindrücke des sanften Westes; der leise Zephir spielt mit meinen Locken, und kühlt mit seinem Hauche meine heissen Wangen. Hier sind fruchtbeladene Zweige, und geben mir Nahrung und Labung; ich fühle eine angenehme Wohllust in ihrem Geschmacke; hier ladet mich

die Birne, dort die Aprikose und da die Kirsche ein; ich will gehen und kann gehen, will die Früchte pflücken und kann sie pflücken; ich geniesse, und fühle Wonne im Genusse, und das, was sich dieser Fühlung bewußt ist, das bin ich — ich ein Räthsel meiner Selbst — das nun da ist, und einst nicht da war. — Ich bin, fühle mein Daseyn — und wer setzte mich hieher? — Wer gab mir diesen herrlichen Bau? Wer die Empfänglichkeit zu dem sanften Genuß dessen, was da ist? — Wer ist das Wesen, dem ich dies alles zu danken habe? — Der, der diese schöne Erde gemacht hat, der so sorgfältig für alles sorgte: aber was sind die Freuden der äussern Natur gegen das Seelengefühl, das er in mein Herz legte? — Wenn ich nun so allein da wäre — o wie bald würde es mir selbst an den schönsten Freuden der Natur eckeln! — aber so erschuf er mir noch tausend Mitgeschöpfe, und legte mir ein höheres Gefühl ins Herz, auch Freude zu fühlen, wenn sie andere fühlen. Alles was um mich her liegt, ist belebt; hier kriechen auf dem kleinsten der Blätter tausend bunte Insekten, und alle leben, alle fühlen seine Güte. — Dort singt der Vogel harmonisch im Gebüsche, und freudig brüllt der Löwe dort sein majestätisches Daseyn; da girrt die Taube, dort flattert der Hänfling; hier hüpft die Grasmücke, und singt und freut sich des Lebens — und ich bin da im Mittel —

sehe und fühle — fühle eine innere Macht, einen Trieb, der mir sagt: du bist ähnlich dem, der dich schuf. Ich höre eine Stimme; sie flüstert mir zu: Genieße das Leben; und manche glückliche, nie gefühlte Empfindungen steigen in meinem Herzen empor. Ich fühle Liebe und Freundschaft; hier führt mich die Natur in die Arme eines sanften Wesens, das mir so ganz ähnlich ist, und das ich doch nicht selbst bin. Ich liebe; ich bin Freund; ich umarme; ich küsse, und fühle Wonne des Lebens — Wonne meines Daseyns. Hier verbindet mich der Naturtrieb mit meinen Eltern; dort die Aehnlichkeit mit meinem Freunde; hier Liebe mit der Gattin; dort die Natur mit dem Kinde — — lauter fremde Gefühle — Gefühle, die der Schöpfer mir ins Herz legte.

Wie gut bist du, der du dieses alles so machtest! — Wie gut mußt du seyn! — Liebe bist du — dir ähnlich an Liebe werden, das ist mein Beruf; alles verkündigt mirs, es ist dein Gesetze. Mein Selbstgefühl schrieb es mir ins Herz mit unauslöschlichen Buchstaben; der Wunsch, alles um mich her glücklich zu sehen, der ist der seligste aller Wünsche. Alles umher ist Glück für den Menschen; selbst das, was Unglück in der Welt ist, ist Vorbereitung zum Glücke. Das reinste der Seelengefühle wolltest du in uns rege machen — rege machen in uns den Trieb der Theilnahme

an Freuden und Leiden. Euch, meine Kinder! sagtest du, euch selbst untereinander will ich euer Glück anvertrauen; streckt die Arme aus, die ich euch gab, euch wechselweise zu unterstützen, und fühlet das Vergnügen, die Thräne im Auge eures Bruders zu trocknen. Ja, das war deine Sprache; jede Blume verkündigt mirs: ja nur wenn ich liebe — liebe so, wie du willst, das ich lieben soll, denn fühle ich mein Daseyn. O wo seyd ihr, Brüder und Menschen! die gleiches Gefühl und gleiche Liebe vereint? — O laßt uns fliehen von dem Schwarme der Verdorbenen, deren Daseyn Verderben der Menschheit ist. Sieh dort die tausende, wie sie sich zanken und morden — morden um eine Handvoll Staub — sie, die selbst Staub des Staubes sind. Sieh, dort fließt Blut — Menschenblut — vergossen durch die Hand des Bruders: da trocknet keine brüderliche Hand die Thräne aus dem Auge des Sterbenden; Todes-Röcheln ist dort Freude, und Zerstörung Vergnügen. Seh ich recht? und ich lebe — ich fühle? — nein, ich träume; aber ich träume einen schweren Traum. Vater! Erbarme dich! laß mich bald erwachen — erwachen in der Gegend, wo der Erschaffene seinen Beruf, sein Daseyn fühlt.

Narva lernt, daß man keine Erkenntlichkeit von den Menschen hoffen müsse.

Es war Morgen und Ibar führte seinen Lehrling zu den Ruinen eines alten Grabmahles. Hier hoben sie einen grossen Stein von der Erde, und eine kleine Stiege führte sie in ein unterirrdisches Gewölbe, welches die Sonne nur dort und da durch die Klüfte der Felsen beleuchtete. Hier sah Narva ganze Küsten voll Gold und Edelgesteine. Er blieb stehen, und umarmte seinen Freund Ibar, und rief auf: o ihr traurigen Geschenke der Götter, ihr Quellen des menschlichen Uebels, grausame Tyrannen der schwachen Menschheit, böser Ariman! — zittere, ich will die Diener deiner Grausamkeiten anfesseln, und keine Thräne sollen sie mehr aus den Augen meiner Brüder erpressen. Unsterblicher Oromatz *! stehe mir bey, und unterstütze durch deine heilige Macht meine Entschlüsse.

Ibar

* Die Perser verehrten den Oromatz als einen Geist des Guten, und hielten Arimanen für den Geist des Bösen.

Ibar sah mit Vergnügen den edlen Hang des Jünglings für die Tugend; er führte ihn nach Tauris, und kehrte wieder in seine Einöde zurück.

Täglich war Narva von einer Menge Unglücklichen umrungen; sein Haus war jedem Elenden offen, seine Tafel theilte er mit den Hungrigen, und täglich fühlte er das Vergnügen Gutes zu thun. Ein Zufall vermehrte die Freude seines wohlthätigen Herzens. Er fand eine junge Venetianerin; sie war schön, und die Thräne des Elendes, die die Unglückliche weinte, erhöhte den Reitz ihrer Schönheit. Narva nahm sich der Unglücklichen an, entriß sie durch seine Wohlthaten der Armuth. Sie gefiel ihm, — aber er getraute sich nie, sie zu sprechen. Der Antheil, den sein Herz an ihrem Schicksale nahm, könnte ihre Tugend beleidigen, sie könnte glauben, sagte er zu sich selbst, ich foderte von ihr Wohlwollen zur Erkenntlichkeit des Guten, das ich ihr erzeigte, und dies würde eigennützig seyn.

Spinetta, so hieß das Mädchen, erzählte bald dem guten Narva das Schicksal ihres Bruders Claudio, den das Unglück zum Sklaven machte, und der unter der Grausamkeit eines Unmenschen seufzte. Kaum hörte Narva diese

Ge-

Geschichte, als Claudio schon sein war, denn Narva erkaufte ihm seine Freyheit durch Lösegeld. Spinetta ward täglich schöner in den Augen des guten Narva, der ein zu empfindsames Herz hatte, um gleichgültig zu den Eindrücken der Liebe zu seyn. Endlich wagte er es, ihr seine Liebe zu entdecken; Spinetta lohnte ihn mit Gegenliebe. Niemand war nun in Tauris glücklicher als Narva. Er machte schon alle Anstalt zur Hochzeit; allein als er eines Morgens Spinetta besuchen wollte, so war sie mit Claudio ewig für den guten Narva verschwunden. Narva erfuhr, daß Claudio nicht ihr Bruder sondern ihr Liebhaber war, mit welchem sie sich mit einer Caravanne fortmachte.

Des Jünglings Herz war durch Spinettens Betragen empfindlich beleidigt; er weinte Tage lang um sie. Sie soll glücklich seyn, sagte er; aber warum mich hintergehen? warum mir falsche Hofnungen machen? das war nicht edel; ich hab es wahrlich nicht an Spinetta verdient. Unterdessen, daß Narva so seinen Gedanken nachhieng, berichtete man ihm, daß einer seiner Nachbarn, ein Kaufmann, im äussersten Unglücke sey. Seine Gläubiger wollten sich alles des Seinigen bemächtigen. Narva eilte ihm zu helfen, und bezahlte alle seine Schulden. Nun ergab sich, daß er den nemlichen Kaufmann nach einer Zeit

um

um eine kleine Gefälligkeit ersuchte, die darinn bestund, daß er ihm eine Wiese zur Vergrösserung eines Gartens anlassen möchte; allein der Kaufmann weigerte sich, und ungeachtet, daß Narva ihm diese Wiese dreyfach bezahlen wollte, und bereits mehr als hundertmal bezahlt hatte, so gab sie ihm der Kaufmann doch nicht. Dies schmerzte Narva'n, und er ward ganz unmuthig. Bald hörte er wieder, daß man sehr beissende, Schmähschriften über ihn schrieb, und daß diejenigen, die täglich bey ihm zu Mittag speißten, sie in Tauris von einem Haus zum andern herumtrugen. Es kam gar so weit, daß man diesen Wohlthäter der Menschen eines verdächtigen Contrebandes beschuldigte, und seinen Reichthum dem Betrug zuschrieb. Narva wurde wirklich zu dem Cadi berufen, er mußte sich vertheidigen, und er fand, daß diejenigen seine Ankläger waren, denen er Gutes that. Narva wurde für unschuldig erkannt; allein die Heiterkeit und die Freude floh von seiner Stirne, und Traurigkeit und Mißtrauen bemächtigen sich seines Herzens; er scheute die Menschen, schloß seine Thüre vor ihnen, und ward unglücklich. Tauris war nun ein unausstehlicher Aufenthalt für ihn. Versenkt in die tiefeste Melancholei besuchte er eines Tages seinen Freund Ibar. Unglücklicher! fieng er an, kennst du wohl die Menschen, von denen du mir täg-

täglich sagtest, daß ich sie lieben sollte? Weißt du, daß sie undankbar, grausam, böse, Verräther und Verläumder sind? — Warum flößtest du mir edle Gefühle für Geschöpfe ein, die edler Gefühle nicht werth sind?

Um dich glücklich zu machen, erwiederte Ibar.

Narva.

Um mich glücklich zu machen, hast du mich ja unglücklich gemacht. Ich bin das armseligste Geschöpf unter den Kindern des grossen Ali.

Ibar.

Sage doch, was ist dir begegnet, guter Narva?

Hier erzählte ihm Narva umständlich seine ganze Geschichte, und alles, was er von den Undankbaren in Tauris hatte erdulden müssen. Junger Mensch! sagte Ibar, hab ich dir denn jemal gesagt, daß die Tugend hienieden bezahlt werden muß? hab ich dir denn gesagt, daß du Belohnung für deine guten Handlungen von den Menschen hoffen sollst? — Das ist deine Schuld, daß du nun unglücklich bist. Du hättest dir kei-

nen Tarif von Erkenntlichkeit deiner Wohlthaten machen sollen. Geh nach Tauris, und die Beschäftigung deines Lebens sey, dir viel Undankbare zu machen. Die Tugend ist nur Preis für sich; Menschen und die Welt sind zu schwach, sie zu belohnen. Doch studire die Menschen für deine eigene Genugthuung; hoffe niemals Dank, und rechne nie auf Erkenntlichkeit. Suche Zufriedenheit in deinem Herzen, und sey gleichgültig für das, was die Menschen von dir sprechen, handle gut, und erwarte von den Menschen nichts Gutes, und das Böse, das sie dir anthun, wird dir nicht unverhoft kommen. Darinn besteht wahre Menschentugend: die Menschen lieben, ohne Gegenliebe von ihnen zufodern.

Es giebt einen Ort, wo die Liebe uns alle vereinen wird; aber hienieden ist dieser Ort noch nicht.

Ein Lied an mein Herz.

Wenn ich manchmal einsam bin
und in meinem Herzen leide
denk' ich oft mit innrer Freude
an das End des Lebens hin.

Wenn ich ganz für Menschen fühle,
denk ich freudig an mein Grab:
gerne legt' ich diese Hülle
in dem Schoos der Erde ab.

Meine

Meine Seele seufzt nach Frieden,
 meine Seele geitzt nach Ruh;
und kein Engel winkt hienieden
 Wonne meinem Herzen zu.

Bruder! den ich finden möchte,
 der mit meinem Herzen fühlt,
manchmal streck' ich meine Rechte
 nur nach deinem Schattenbild.

Athmen gleiche, reine Triebe
 an des Freundes treuen Brust;
o wie heilig wär die Liebe!
 o wie selig wär die Lust!

Doch entsage dem Begehren,
 leide, leide armes Herz!
laß dichs von der Erde lehren,
 Menschenschicksal ist hir Schmerz.

Sing der Gottheit Lobeslieder;
 murre wider Menschen nicht:
alle sind sie deine Brüder,
 sie zu lieben ist dir Pflicht.

Freue dich des Lebens wieder,
 denk an die Unglücklichen:
Gott, der gab sie dir zu Brüder,
 leb' und eile beyzustehn.

Wenn sie auch dem Laster fröhnen,
 sind sie auch der Lieb nicht werth,
mußt du sie doch lieben können,
 weil die Gottheit es dich lehrt.

Glaub, die Stunde, die wird kommen,
 heller wird ihr Auge sehn,
wenn, die Schuppe weggenommen,
 sie im Licht der Wahrheit stehn.

Die Geschichte des jungen von Mühlthales.

Mühlthal verlohr frühe seine Eltern.

Schon in jenen Tagen der Kindheit, in welchen der junge Mühlthal noch nicht wußte, was der Verlurst seiner Eltern sey, verlohr er die, denen er sein Daseyn zu danken hatte. Er ward in seinem siebenten Jahre eine Waise. Verdruß und Gram brachten seinen redlichen Vater zur Grube; er war ein ehrlicher Mann, und konnte sich mit den Schurken nicht vertragen. Mühlthals Mutter, die ihren Gatten zärtlich liebte, folgte ihm bald nach; sie überlebte den Tod ihres Geliebten nicht. Sie starb drey Tage nach ihm. Man sagt, daß der kranke Vater noch auf seinem Todbette seinen Bruder habe zu sich rufen lassen, und so mit ihm sprach: Nun diene ich wirklich vierzig volle Jahre meinem Fürsten und dem Vaterlande treu und redlich; opferte mein Vermögen und die Tage meines Lebens ihrem Dienste auf; begnügte mich mit einer mäßigen

Besoldung, setzte mein eigen Haab und Gut bey; lebte manchmal kümmerlich, und nun sterb ich und hinterlasse ein armes Kind. Wer wird sich um diese arme Waise annehmen, wenn ich nicht mehr bin? Mit meinem Leben wird das Andenken all meiner treuen Dienste verlöschen. Was ist der Name eines ehrlichen Mannes im Angesicht der Welt, wenn man seiner nicht mehr nöthig hat, seiner nicht mehr bedarf, oder wenn er nicht mehr dienen kann, oder wenn er verstarb? Der Redliche gleicht oft einer Zitrone; man bedient sich derselben, so lang noch Saft darinn ist, und wirft sie weg, wenn man sie ganz ausgepreßt hat. Was sind vergangene Verdienste? Was ist der Mensch überhaupt, wenn man seiner nicht mehr bedarf? Gott im Himmel! dieser Gedanke macht mir meinen Tod schwer. Wenn ich so mein armes Weib denke, wie es an den Schwellen der Grossen mit einem Kind an der Seite Barmherzigkeit wird betteln müssen, welchen Erniedrigungen wird es nicht ausgesetzt seyn? — Hier weinte der alte Mühlthal, daß eine Thräne die andere schlug, und vergebens suchte ihn sein Bruder zu trösten.

Mühlthals Bruder.

Heitere dich auf und verlasse diesen schwarzen Gedanken.

Mühlthal.

Du bist nicht Vater und nicht Gatte; du weißt es nicht was es sey, arme Geschöpfe um sich zu sehen, deren ganze Existenz wir — wir allein sind; — und wenn wir nun fühlen, daß wir aufhören zu seyn. — —

Bruder.

Der König wird sorgen.

Mühlthal.

Ich glaube wohl, daß es dem König an guten Willen nicht fehlen wird; aber dringt das Geschrey der wahren Dürftigen allzeit zu ihm? Werden Könige nicht täglich betrogen? Verschwenden sie nicht täglich ihre Wohlthaten an Undankbare? und können sie unter der Menge, von der sie belästiget werden, wohl den jenigen kennen, der ihrer Unterstützung am meisten würdig ist?

Bruder.

Deine Familie wird Empfehlung und Schutz finden.

Mühlthal.

Empfehlung und Schutz? Von wem? Ich hatte keinen Freund als meinen König und mein Vaterland. Ich war redlich, und beleidigte daher alle, die es nicht waren; ich war thätig, und alle Unthätige sind meine Feinde: nun ziehe den

Kalkul; rechne von den Rechtschafnen die Unredlichen und Unthätigen ab, und sieh, was überbleibt. Nun setze den Rest der Rechtschaffnen an, und ziehe aber wieder diejenigen davon ab, die nur für sich sorgen, die es sich zum System gemacht haben, sich am Hofe keines Menschen anzunehmen: ziehe auch die ab, die nur für ihr Interesse denken, und den König nicht um fremde Wohlthaten! belästigen wollen; — ziehe ab, die ich nie kannte; die den Werth des Redlichen nicht zu schätzen wissen; die sich einbilden, daß mit dem Leben des Dieners alle Pflicht des Herrn aufhört, und wenn du dieses alles abgezogen hast, so rechne wieder, und sage mir die Freunde, die mir übrig bleiben? — — Gott! Könige selbst sind zu arm, um den Redlichen zu belohnen, denn wen sein Herz nicht an den Fürsten kettet, den ketten auch nicht Millionen an ihn. Hier Bruder nimm diese Reime, die ich in meinen jüngern Jahren aufsetzte, und gieb sie einst meinem Sohne, als ein Erbtheil seines redlichen, aber armen Vaters.

Ein Mann, der nur vom Solde lebt,
dem König treu, nach Tugend strebt;
auf Redlichkeit und Ehre hält,
der Mann erhaust sich nicht viel Geld.
Will nicht ein Reicher seiner denken,
und mit Legaten ihn beschenken,

nimmt er nicht eine reiche Frau,
so wird er als ein Bettler grau.

Mein Sohn! der Mann gewinnt nicht viel,
ist Redlichkeit sein einzig Ziel.
Wer seine Ehre darauf setzt,
daß ihn der Tugendhafte schätzt,
der wird aufs Wohl des Königs sinnen,
er nützet, und will nicht gewinnen;
denn wer auf wahre Ehre hält,
der liebt den König mehr als Geld.

Auch ist der König nicht im Stand,
hätt' er auch nochmal soviel Land
zu lohnen jenen, der ihn liebt,
auch wenn er Millionen giebt;
denn alle seine Millionen
die können Ehrlichkeit nicht lohnen:
und binden uns nicht Herz und Pflicht,
so binden Millionen nicht.

Ich biethe jedem Menschen Trutz,
den dort, den fesselt Eigennutz,
und diesen Fürst, glaub's sicherlich,
den kettet nur sein Herz an dich.
Verschliesse einmal deine Kassen,
und sieh, wie viele dich verlassen,
denn folgt, o König! glaub es mir,
denn folgt der Redliche nur dir.

Doch

Doch Fürst! ich sag es dir auch frey
erkenne wahre Lieb' und Treu;
denk', dieser gab dir Haab und Gut
sein Leben selbst und Leib und Blut;
er wird auch nichts von dir begehren;
doch kann sich einst sein Weib nicht nähren,
sein Kind, so denk', was er gethan,
und nimm dich, König! seiner an.

Diese Lehre gab der alte Mühlthal seinem Bruder und starb. Mühlthals Bruder, dieser würdige und edle Mann, vertrat Vaterssstelle an dem Jungen, und wandte alles Mögliche für seine Erziehung an: allein der Tod entriß auch diese Stütze dem jungen Mühlthal. Blumberg, ein Anverwandter, nahm sich nach dem Tode dieses würdigen Mannes um Karl an, und erzog ihn mit seinem Sohne. Die Bande der Freundschaft vereinigten bald Blumbergs und Mühlthals Herzen; sie wurden unzertrennliche Freunde. Als sie erwuchsen, erhielten beyde eine Stelle beym Regiment, wo sie allgemein geschätzt wurden. Blumberg war ein guter Junge, und fleißig in seinem Dienste; allein ausser seinen Militärbeschäftigungen war er ein Feind aller Litteratur, da sich hingegen Mühlthal in seinen müßigen Stunden auf die Wissenschaften verlegte und sein Herz bildete. Die Verschiedenheit ihres Geschmacks war Ursache, daß ihre Herzen nach und

nach

nach gegen einander kälter wurden, und das Gefühl der warmen Freundschaft nahm sichtbar ab. Der Hang zum Vergnügen entfernte endlich gar den jungen Blumberg von seinem Freunde Mühlthal. Blumberg wurde von jungen Leuten bald auf ganz andere Grundsätze gebracht, und verfiel in Ausschweifung. Mühlthal bedauerte seinen Freund, unterstützte, so viel er konnte seine dürftigen Umstände, und versuchte, ihn auf bessere Wege zu bringen. Er stellte ihm alle Folgen seines Lebenswandels vor. Freund, sagte er, verlasse den Weg, der dich ins Verderben führt; kehre wieder zur Tugend zurück, und sey ganz wieder Blumberg. Sieh, ich öffne dir meine Arme; sey wieder mein Freund, wie ich der deinige bin; fliehe die Falschen, die dich an den Rand des Unglücks bringen; sie sind deiner Freundschaft, deiner Anhänglichkeit nicht werth. Sie schmeicheln deinen Leidenschaften und verachten dich in ihrem Herzen; sie sind deine Freunde nicht. Glaub mirs, Blumberg, wenn du einmal ohne Hilfe, ohne Unterstützung bist, denn werden sie sich entlarven. Sie sinds, die mir deine Freundschaft — wo nicht entzogen, doch gewiß geschwächt haben, die Ungeheuer! Sie wissen nur zu gut, wie aufrichtig mein Herz gegen dich denkt; sie wissen, daß ich tief in die Falten ihres Herzens sehe, daß ich mich bemühe,

dich

dich auf ihre Kunstgriffe aufmerksam zu machen, und sie wollten mich für meine edle Absicht bestraffen, da sie mir deine Freundschaft, dein Herz raubten. O Freund Blumberg! können sie es einst dahin bringen, daß du ganz gleichgültig für mich wirst, denn ist ihre Absicht erreicht, und du bist verlohren. O mein Freund! ich rede nicht wegen meiner, deiner selbstwillen rede ich zu dir, und bitte dich im Namen der heiligsten Gefühle unserer Jugendjahre, im Namen der seligsten Gefühle unserer ersten Freundschaft, schone deinem würdigen Vater, und stoß ihm nicht den Dolch in sein Herz; denn sterben würde er, wenn er wüßte, in welchen Abgrund der Ausschweifung sich sein Sohn versenkt hat.

Blumberg war gerührt; er versprach seinem Freunde Mühlthal alle Besserung: doch die üble Gesellschaft, die er täglich sah, in der er lebte, wußte bald, wie die Eindrücke aus seiner Seele zu entfernen wären, die Mühlthals Zusprüche gemacht haben. Sie stellten ihm das Laster in einer so reitzenden Gestalt von der Aussenseite vor, daß Blumberg zu schwach war, sich ihrem Umarmungen zu entreissen. Blumberg brachte Tâge und Nächte in den schändlichsten Orten der Ausschweifung zu; er spielte, verlohr ansehnliche Summen, und besuchte die verwünschenswürdigsten

sten Häuser. Sein Freund Mühlthal suchte ihn eines Tages auf, und sprach ihm ernsthafter als jemals über die Sache zu; allein Blumberg fand sich beleidigt, er zog den Degen; sein Freund Mühlthal verlohr die Gegenwart seines Geistes nicht; er sprach ernsthaft mit ihm und ruhig. Ich kam nicht hieher, sagte er, um meinen Freund zum Mörder zu machen, oder selbst der Mörder meines Freundes zu werden; ich kam her, dich zu retten, dich aus den Armen des Verderbens wieder in die Arme deines Vaters zurück zuführen. Blumberg, der im Grunde kein verdorbenes Herz hatte, war durch Mühlthals Betragen gerührt; er schämte sich seiner Hitze, fiel ihm um den Hals, und dieser Auftritt endigte sich mit den zärtlichsten Umarmungen. Allein ein junger Offizier, der bey dieser Szene zugegen war, sah die Sache von einem ganz andern Gesichtspunkte an. Er nannte den redlichen Mühlthal ein Feigherzigen, und scherzte über den ganzen Vorgang. Die Sache gieng so weit, daß die Geschichte bald in der ganzen Stadt kund ward, und man gab ihr tausend unvortheilhafte Wendungen für den edlen Mühlthal. Blumbergs falsche Freunde vergrösserten die Lüge, die bereits von Mund zu Mund die Stadt durchlief. Man erzählte, Blumberg hätte

sich

sich mit Mühlthal schlagen wollen, allein der Feigherzige wäre dem Duell ausgewichen, hätte das Regiment beschimpft, und die Ehre des rechtschaffenen Offiziers herabgesetzt.

In den Zeiten, wo Mühlthal und Blumberg lebten, herrschte noch das allgemeine Vorurtheil, daß man Beleidigungen mit Blut rächen müsse; noch war der Zweykampf im Ansehen; noch setzte man seine Ehre daran, aus einem Beleidiger ein Mörder zu werden, und Beschimpfungen durch Blutvergiessen wieder gut zu machen. Blumberg und Mühlthal wurden in die Lage versetzt, daß sie sich nothwendig schlagen mußten. Die Offiziere foderten es von ihnen, und wollten an ihrer Seite nicht mehr dienen. Wie grausam war nun Mühlthals Lage! Der gute Blumberg sah nun ein, daß er allein Schuld an diesen allem war. Er verfluchte tausendmal seine Leichtsinnigkeit; allein seine Reue war zu spät. Er suchte seinen Freund, und fand ihn einsam auf seinem Zimmer. Da warf sich Blumberg zu seinen Füssen, umfaßte seine Knie, und rief: O Freund Mühlthal! in welche Lage habe ich dich versetzt! — Mühlthal umarmte ihn; o Blumberg! wirst du mir das Leben rauben? oder ich dir? Sterb ich — Gott! so wird dich der Name — Mörder deines Freundes — auf

ewig brandmarken; stirbst du, so wird dich Mühlthal nicht überleben. Was soll ich wohl deinem Vater sagen, — deinem Vater, der mich erzog, der mir von meinen Kindestagen an so viel Gutes erwieß, was soll ich ihm sagen? — — daß ich der Mörder seines Sohnes bin? O unglücklicher Greis! — Nein! Mühlthal soll den Sohn seines Gutthäters nicht morden. So sprach Mühlthal, und der Zustand seiner Seele war der erbarmenswürdigste.

Der jugendliche Leichtsinn hat manche Familie unglücklich gemacht; man lacht über jugendliche Ausschweifungen, und die Folgen davon sind doch oft so traurig. Glücklich der, den sein gutthätiger Schutzgeist auf dem Pfade seiner Jugend führte; glücklich der, den die Gottheit bewahrte, daß er nicht an Klippen stieß und scheitterte, ehe er ans Land kam. Unsere heutige Auferziehung heißt vollkommen gar nichts, denn die Erfahrung lehrt uns, daß wir keine Sitten mehr haben: was wird so aus uns werden?

Mühlthal war in der grausamsten Lage, denn die Zeit kam näher, und die Offiziere des Regiments waren versammelt, und erwarteten seinen Entschluß. Mühlthal tratt auf. Meine

Herren! fieng er an, ich bin nun entschlossen, alles das zu thun, was Pflicht und Ehre von mir fodern; ich bin entschlossen, mich nicht zu schlagen.

Ein Offizier.

Wie das?

Mühlthal.

Weil mein Gegner der Sohn meines Gutthäters ist, und weil ich die erste und wichtigste Pflicht wegen einem angenommenen Vorurtheil nicht entheiligen kann.

Ein Offizier.

Ehre ist kein Vorurtheil.

Mühlthal.

Wahre Ehre — ja! aber falsche Ehre, — — denn nach den Begriffen, welche ich mir von der Ehre mache, so fodert wahre Ehre zuerst die Pflichten der Dankbarkeit.

Offizier.

Man denkt aber nicht so vortheilhaft von Ihnen, sondern man glaubt, die Ursache ihrer Weigerung sey Feigherzigkeit.

Mühlthal.

Die Menschen mögen von mir denken, was sie wollen, wenn nur mein Herz meine Handlungen rechtfertigt. In keinem Gesichtspunkte will ich das Leben des Sohnes meines Gutthäters in Gefahr setzen.

Offizier.

Ist dieses ihr Entschluß?

Mühlthal.

Ja unveränderlich und heilig.

Nun ward Mühlthal allgemein als ein Feigherziger ausgeschrieen, und man nöthigte ihn, das Regiment zu quittiren; er nahm auch deswegen keinen Anstand. Er erhielt seinen Abschied. Seinem Freunde Blumberg entdekte er sein Vorhaben bey einer Reise, die er zu machen gesinnt war, und Blumenberg erhielt nach Mühlthals Abreise diesen Brief:

Freund!

Ich bin von Menschen beschimpft und verachtet, und ich dulde Schimpf und Verachtung gerne, denn ich dulde meinem Freunde Blumberg zu Liebe. Lebe glücklich, und denke manchmal an deinen Mühlthal, der dich mehr als sich selbst liebte. Schreibe deinem Vater den Ver-

lauf der Sache, damit er mir, durch falsche Nachrichten betrogen, seine Achtung nicht entziehen, oder glauben möchte, ich wäre des Dienstes des Königs unwürdig. Wenn dich dieser Auftritt klüger macht, lieber Blumberg, wenn du nun deutlicher siehst, kennst, wer Freund und nicht Freund ist, so bin ich für alles belohnt, was ich dulden und leiden werde. Liebe mich, dies ist alles, um was ich dich noch bitte, und wenn du durch mein Unglück glücklich wirst, so sey mir der Tag meines Unglücks gesegnet.

Dein

ewig wahrer Freund

Mühlthal.

Noch grauete kaum der Morgen, als Mühlthal schon weit fort war. Keine Seele begleitete ihn als sein Diener, ein treuer und redlicher Junge. Es fügte sich, daß eine Räuberrotte den Grafen von Kohlstern überfiel und ihn plünderte. Mühlthal kam zu diesem Auftritte, von der Hand der Vorsicht geführt, und da er einen Menschen in Gefahr sah, sprang er sogleich aus dem Wagen, nahm es mit den Räubern auf und schlug sie in die Flucht; zween davon tödtete er, und rettete so dem Grafen das Leben. Dieser nahm seinen Wohlthäter zu sich, und unbekannt unter einem ganz fremden Namen diente Mühlthal wieder als Lieutenant unter einem andern Regimente.

Da gelang es ihm bald, seine Tapferkeit zu zeigen; er zeichnete sich vorzüglich in einer Schlacht aus, wo er dem Könige selbst das Leben rettete. Er ward verwundet, und der König wollte selbst seinen Erretter sprechen.

Der König erkundigte sich um seinen Stand, um seine Eltern, und stellte ihm frey, eine Gnade zu begehren. Ich bitte um nichts anders, erwiederte Mühlthal, als daß Eure Majestät die höchste Gnade haben möchten, die Offiziere des Regiments, worunter der Hauptmann Blumberg steht, hier in ihrem Zelte versammeln zu lassen, denn ich habe in ihrer Gegenwart Euer Majestät wichtige Dinge zu entdecken. Die Offiziere versammelten sich in des Königs Gezelte, und Mühlthal tratt auf.

Lernet, ihr Helden! fieng Mühlthal an, ein unglückliches Opfer des Vorurtheils der falschen Ehre kennen, die euch grausam und unmenschlich gegen einen redlichem Bürger machte. Ich bin Mühlthal, einst euer Freund und Mitgenosse; ihr habt mich aus eurem Regimente verstossen, weil ich meine Hände nicht mit dem Blute des Sohnes meines Wohlthäters beflecken wollte; weil ich die Stimme der Menschheit hörte, der Stimme der Religion Gehör gab, weil mich die Thräne der Reue rührte, die in meines Freundes Auge zitterte, so habt ihr mich eines Verbrechens beschuldigt, und als einen Feigherzigen ausgeschrieen. Vorurtheile haben euch blind gemacht; ich wollte euch aber zeigen, daß ihr' unrecht von

mir

mir geurtheilt habt. Ich bin nicht feige, wenn es um wahre Ehre zu thun ist. Hier rufe ich meinen König selbst auf, an dessen Seite ich stritt.

Alle stunden erstaunt um Mühlthal herum, und Blumberg fiel ihm mit offnen Armen um den Hals, und drückte ihn an seine Brust. Freund! meine Seele! rief er auf, weil ich dich nur wieder habe! — —

Tugendhafter Jüngling! rief der König, daß doch dein Muth jeden Offizier lehren möchte, was wahrer Muth sey; denn wandte sich der König zu den übrigen Offizieren. Ihr Herren, fieng er an, beschuldigt nie wieder einen Menschen der Feigheit, der sich weigert, ein Mörder seines Freundes zu werden; laßt euch von dem groben Vorurtheile zurück bringen, daß Mord Tapferkeit sey, und daß der feig ist, der wegen einer erlittenen Unbild Menschenblut zu schonen weiß; lernet, daß der grösser ist, der Beleidigungen verzeihen kann, als der sie rächt. Der König erhob auf der Stelle den Lieutenant Mühlthal, und ernannte ihn zum Obersten eines Regiments; allein er konnte diese Gnade nicht mehr geniessen, denn seine Wunde ward todesgefährlich. Er lag sechs Wochen krank darnieder; während dieser Zeit besuchte ihn der Vater des jungen Blumbergs, dem der König selbst Nachricht von dieser Geschichte ertheilte, und nun genoß Mühlthal noch den letzten seligen Augenblick seines Lebens, seinen Wohlthäter noch vor seinem Tode zu sehen, ihm noch zu danken, und in seinen Armen zu sterben. Er starb, bedauert von dem Könige, und jedem rechtschaffenen Offiziere des Regiments.

Marie Roser,

eine wahre Geschichte.

Wenn ich die Menschen fliehe; wenn ich einsam in öden Gegenden herumwandle, und traurig mein Auge zur Erde hefte; wenn ich beym Anblick eines Menschen zurückschaudere, und über das Daseyn der Guten weine — — o so rechne mirs nicht zum Verbrechen, du Allgütiger! der du dort oben wohnest, und mit deinem Blicke das Thal dieses Elendes übersiehst. Vor deinen Augen sind die Schandthaten der Menschen nicht verborgen; du weißt und kennst alles; warum ist doch der Mensch der Feind des Menschen? — — Stille und Finsterniß — ihr ernsten Schwestern der Nacht — ihr seyd mir willkommen! im Grabe will ich euch noch danken — danken für die süsse Freude, die ihr mir gabt binnen der Zeit, als Tiger schliefen und böse Menschen schlummerten. Aber ich thörichter Mensch! ich armer Gefangener der Erde — — eingeschlossen unter dem Monde, wie kann ich Sonnenschein unter den Gewittern dieses Lebens hoffen? —

Festgegründetes Vergnügen ist nicht auf der tobenden Welle, und Ruhe nicht, wo Stürme sind. Dieses Leben ist ja die Knospe unsers Daseyns — das dunkle anbrechende Licht — Die Dämmerung unsers Tages — der Vorhof unsers zukünftigen Lebens. Wir sind Embryonen des Daseyns; der Tod allein hebt die schweren Riegel, die den Schauplatz verschliessen — er räumt den Tand weg, und setzt uns in Freyheit. Sey mir willkommen, du — du grosser Eigenthümer aller Dinge! — Laß dich umarmen, du, der du mir dieses Kleid der Sterblichkeit abnimmst, mich dem Elende entreissest, und in seligere Gegenden versetzest, sey mir willkommen, freundlicher Tod! an deiner Hand will ich dieses Thal der Thränen durchwandern, und denken, daß alle — vom Weibe gebohren — Erben des Schmerzens und des Elendes sind. Bey deinem Anblicke, guter Tod! will ich mich wieder freyen, wenn ich denken werde, deine Hand wird dieses alles enden. Ich sehe schon, wie die Laimhütten der Könige in Stanb zerfallen; wie ihre eingebildete Grösse verschwindet, und wie der Bube mit den Knochen der Majestät spielt. Sieh dort! dort wimmeln Millionen Insekten im faulenden Aase: sie gleichen den Armeen des Eroberers, die der Ehrgeitz in entfernte Lande hintreibt. Sie rauben und beuten, und werden endlich selbst Raub und Beute des Wurmes, den die Vorsicht erhält,

und

und die Allmacht mit zerschlagenen Kriegsheeren füttert. — — O Gedanke des Todes! Gedanke der Ewigkeit! wie erhebst du meinen Muth, wenn durch die Bosheit der Menschen meine Seele in Unmuth fällt. Ich will euch eine Geschichte erzählen, vor der die Menschheit zurückgeschaudert — eine Geschichte, die meinen Muth ganz niederschlägt, wenn ich daran denke: es giebt Menschen, und sie sind solcher Thaten fähig, und ich lebe unter ihnen. Doch du, Allgütiger! der du allein weißt, warum dieses alles so ist, leite du meine Hand, uud laß mich das Bild des Lasters so entwerfen, daß der Menschheit vor solchen Thaten grauet, und sanfte Gefühle der Menschlichkeit und der Tugend das eiskalte Herz des Bösewichts aufthauen!!!

Schon als ein Mädchen von 15 Jahren verlohr Marie ihre Eltern, die in einer kleinen Stadt Teutschlands Bürgersleute waren. Sie waren noch von jenem alten Schrott und Korn, derer ganzer Reichthum Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit ausmachte — Leute, die man heut zu Tage, und besonders unter den aufgeklärten selten oder gar nicht mehr findet. Nach dem Tode ihrer Eltern mußte Marie in die Welt n'aus zum Dienen, denn Peter R** ihr Vormund wollte es so haben. Marie war christlich erzogen, sie war arbeitsam und geschickt, und beliebt wo sie

hinkam. Es fügte sich bald, daß sich ein junger reisender Künstler um sie bewarb, der ein Mahler war, und bey Gelegenheit, da er Mariens Herrschaft abzeichnete, des Mädchens Bekanntschaft machte. Der junge Mann nannte sich Ferdinand Roser, Marie ward seine Frau, lebte glücklich mit ihm; denn er war gut, besaß feine Eigenschaften, und gewann sich jährlich ein schönes Stück Geld. Er kam nach Tyrol, und hielt sich dort einige Zeit in * * * auf. Unglücklich war dieser Ort für ihn. Da kam er in eine üble Gesellschaft von Spielern, die ihn aussäckelten. Roser sah seine Thorheit zu spät ein, und verließ mit seinem Weibe diesen Ort; er kehrte wieder ins Reich zurück, und hielt sich eine Weile im fränkischem Kreise auf. Erschöpft am Gelde konnte sich Roser nicht mehr erhollen. Verdruß und Gram zogen ihm eine gefährliche Krankheit zu, und nun war Roser vollkommen am Rande des Elendes.

Er war ohne Trost, ohne Hofnung, verlassen von jedermann; nur seine treue Marie war in den Tagen des Unglücks, die für ihn die sie war, als noch die Sonne des Glückes scheinte, seine Theilnehmerin, seine Gefährtin, seine Freundin. Selten ist der Charakter eines solchen Weibes. Bey Wasser und Brod

war

war Marie so zufrieden, als sie es in den Stunden war, wo ihr ihre Umstände auch manchmal ein Glas Wein gönnten. Sie murrte nie wider die Vorsicht, oder kränkte durch Vorwürfe das Herz ihres Gatten. Wenn Elend und Noth sie am stärksten drückten, so gieng Sie in die Kirche, und klagte Gott den Drang ihres Herzens, und erwartete Linderung von dem, der der Vater aller Menschen ist. Eines Tages bethete sie eifriger als jemals. Ein alter, reicher Kaufmann war in der Kirche; er wurde aufmerksam auf dieses Weib, und folgte ihr nach, wenn sie nach Haus gieng. Er erkundigte sich genau um ihre Umstände, und da er erfuhr, wie traurig diese Umstände waren, ermangelte er nicht, alsogleich Hilfe und Rettung dem Bedürftigen zu verschaffen. Er schickte den guten Leuten Geld um Brod dafür zu kaufen, und bezahlte Rosers Schulden, ohne daß er sich zu erkennen gab, ohne daß er einen Dank von ihnen annahm. Marie saß an dem Bette ihres kranken Rosers, als man heftig an der Thüre pochte. Sie erschrack, öffnete zitternd die Thüre, und ein Unbekannter überbrachte ihr ein Paquet. Hier ist eine Bestellung an den Mahler Roser, sagte er, und gieng wieder trotzig fort. Aber wie groß war die Freude, als sie den Brief erbrochen, und folgenden Innhalt lasen:

Freund Roser!

Ich weiß eure mißlichen Umstände, und da mir Gott Reichthum und Vermögen beschieden, so finde ich Pflicht, sie zu verbessern. Hier schicke ich euch hundert Dukaten, und die Quittung all eurer Schulden, denn ich habe sie bezahlt. Wenn es euch eure Gesundheitsumstände erlauben, so reiset nach Paris; hier habt ihr Attressen und Wechsel; ihr werdet dort euer Glück machen. Fragt nicht nach mir; ihr werdet meinen Namen nie erfahren, sondern danket Gott, der mich zum Werkzeug seiner Güte an euch brauchen wollte. Lebt wohl! jenseits, wo alle Menschen gleich sind, werden wir uns einst kennen lernen.

Man kann sich die Freude denken, die die unglückliche Familie bey Durchlesung dieses Briefes hatte. Roser hob sich auf, und dankte mit zum Himmel gehobenen Händen der Vorsicht, und sein treues Weib schwamm in Thränen der Freude. Roser ward in Kurzem wieder gesund; verließ seine Gattin und ein Kind mit drey Jahren, und reiste nach Paris, nachdem er ehvor sein Weib und Kind seinem Gevater Philipp N*** einem ansehnlichen Bürger aufs beste empfahl. Schwer lag die Stunde des Abschiedes

auf

auf des Mannes Herzen, und es ahndete ihm, ich weiß nicht wie viel, Trauriges.

Roser war fort, und hielt sich drey Jahre in Paris auf, wo er sich ein ansehnliches Geld erwarb. Er schickte seiner Gattin von Zeit zu Zeit Unterstützung, und schrieb fleißig seine glücklichen Umstände dem Gevatter Philipp. Allein dieser war ein Mann von bösen Grundsätzen, und einem noch schlimmern Herzen. Er war reich, und geitzig, neidisch, und mißgönnte jedem Manne sein Haab und Gut. Roser wollte von Paris nach Engelland, und gab davon seinem Gevatter Philipp Nachricht, schloß ihm auch eine schöne Summe Geldes bey für sein Weib und Kind: aber schon in Calais erkrankte Roser, und starb, ehe er Engelland erreichen konnte. So schrecklich diese Nachricht der armen Marie war, so tröstlich war sie dem bosbaften Gevatter, der nun alles das Geld, was ihm der sorgsame Roser geschickt hatte, für sich behielt, und dem armen Weib und Kinde, die nichts davon wußten, nicht einen Heller auszahlte. Mittlerweile starb auch der großmüthige Gutthäter dieser unglücklichen Familie, den man nie gewiß wußte, sondern nur aus seinen übrigen edlen Handlungen vermuthete. Nun war Marie mit ihrem Kinde so elend als jemals — ganz ohne Unterstützung.

Allein

Allein wie dürftiger Marie war, wie elender ihr Kind, je zufriedener war Philipp, denn der Anblick des Elends war Nahrung für sein Herz, und Seelenwonne war das Bild der Armuth seiner Satansseele. So lang er lebte, kannte er nie das Vergnügen wohl zuthun. Seine Untergebene drücken, den Arbeitenden ihren Lohn entziehen, und auf 50 Prozent leihen, dies war seine ganze Beschäftigung; diesen betrügen, jenen hintergehen, war seine Spekulation. Marie war in den dürftigsten Umständen; sie lebte nur von dem, was sie sich mit ihrer Handarbeit verdienen konnte, und das war gewiß sehr wenig; doch lebte sie ehrlich, und erzog ihren Sohn tugendhaft und fromm. Sie hätte manchmal ihre Umstände verbessern können, aber sie wollte es nicht zum Nachtheil der Tugend thun. Sie ist doch wahrlich nicht klug, sagte einmal ihre Nachbarin zu ihr, daß sie so am Hungertuch nagen mag: wenn ich noch so jung und hübsch wäre, wie sie ist, sollte es mir nicht so elend gehen. Eine andere sagte: weiß sie was, Nachbarin! ich kenne einen reichen vornehmen Herrn, der hat ein gar schönes, schönes Mädchen, wenn sie ihm nun eine kleine Gefälligkeit erweiset, sein Mädchen zu sich in die Kost nimmt — — o ich weiß gewiß, ihre Umstände sollen bald besser werden. Eine Dritte sagte, aber liebe Marie! wie

wie mag die Frau doch immer mit so Zins-
lewaare ihre Tage vertragen? mach' sies, wie
ich; Geld aufbringen, Pfänder versetzen, das
trägt ein. Komm sie zu mir, ich will sie bald
in diesem nützlichen Gewerbe unterrichten. Ma-
rie hörte alles, und befolgte nichts. Die Pfen-
ninge, die ich gewinne, sagte sie, sind redlich
verdient, und Gott wird sie mir segnen. Ihr
Sohn, der Franz hieß, wuchs heran, und war
bereits ein Jüngling von 15 Jahren. Er sprach
latein, englisch, französisch und welsch; rechnete
fertig und schrieb schön; er war sanft und red-
lich. Mariens Aug weidete sich an ihm, wenn
sie ihn ansah. Du bist meine einzige Hofnung
sagte sie oft zu ihm, lieber Franz! — Ja,
hoffet, liebe Mutter! erwiederte denn der gute
Junge; ich will euch gewiß alles wieder ersetzen,
was ihr für mich angewendet habt; es soll euch
nicht reuen, liebe Mutter! — —

Gevatter Philipp sah mit grämlicher Miß-
gunst den edlen Jüngling, und beneidete das
redliche Weib um den guten Sohn. Er wandte
sogar alles an, den Jüngling zu Ausschweifung
zu bringen; er bezahlte für eigenes Geld lieder-
liche, unverschämte Bursche, miethete ehrlose
Dirnen, die ihn hätten verführen sollen; allein
Franz

Franz blieb tugendhaft, und die Liebe, die er für seine Mutter hegte, bewahrte ihn gegen alle Fallstricke, die man ihm legte. Sein Herz sagte ihm bey jeder Gelegenheit: was würde deine gute Mutter sagen? — Wie sehr würde sich deine arme Mutter kränken! — Da nun der böse Mensch sah, daß seine Versuche vergebens waren, so wollte er den Jüngling von der empfindsamen Seite angreifen. Was machst du denn, fuhr er ihn einst an, du Tagdieb du! — Da sitzest du deiner Mutter immer über dem Hals; geh einmal n'aus in die Welt, und verdiene dir was; friß nicht immer den Brocken der armen Mutter ab, die jeden Bissen so hart verdienen muß.

Franz.

Vom Herzen gern, lieber Herr Pathe; gebt mir nur Rath; ich will alles gern thun.

Philipp.

Ja Rath! — da ist guter Rath theuer; wenn du Muth hättest, und nicht so ein Stubensitzer wärest, so wüßte ich dir wohl einen Vorschlag, wie du auf einmal deine Mutter glücklich machen könntest. — —

Franz.

O ich bitte euch; sagt mirs nur, wie meine Mutter glücklich machen könnte, ihr vergelten,

was

was sie an mir gethan hat — sagt mirs! mein Leben gieb ich hin. — —

Philipp.

Dein Leben fodert man eben nicht, aber deine Freyheit. Ich will dir eine Attresse nach Holland an einen Kaufmann geben, dort kannst du dich auf 8, 10 und noch mehr Jahre auf ein Schiff verkaufen. Du foderst z. B. eine Summe von 500 Gulden; diese werden mir übermacht, und nun kann deine Mutter mit diesen 500 Gulden eine kleine Handlung anfangen und glücklich seyn.

Franz.

O göttlicher Mann! vom Herzen gern. Wo ist der Brief? Wo die Addresse? — O befördert es, ich bitte euch — meine Mutter! — meine Mutter! Dank dir Gott! — Nichts als meine Freyheit, und meine Mutter ist glücklich — mein Leben gäb ich gerne hin.

Da lächelte der schwarze Bösewicht in die Faust, setzte sich hin und schrieb den Brief an einen Seelenhändler nach Amsterdam. Das Weib verliert den Jungen, sagte er, und ich bekomme das Geld für seine Freyheit. Ja, so muß der Listige oft den Töffel fangen. Glaubst du wohl, ich würde so thöricht seyn, und das Geld deiner Mutter bringen — ja, da betrügst

du dich. Geh, einfältiger Junge, und lerne die Menschen besser kennen. So dachte der schändliche Unmensch und versiegelte bereits den Brief. Franz war voller Freude; er konnte kaum den Morgen seiner Abreise mehr erwarten. Es war Nacht; da schlich er sich ins Zimmer seiner Mutter. Sie schlief, und der Mond beleichtete ihren schlafenden Antlitz. Noch einmal will ich dich sehen, sagte er, vielleicht ist es das letztemal in meinem Leben; noch einmal will ich dir danken für alle deine Sorge und deine Liebe. — Hart verlaß ich dich; Gott weiß es, wie meinem Herzen ist, aber die Gewißheit, dich glücklich zu machen überwiegt jeden kränkenden Gedanken. Denn trat er näher, küßte sanft ihre Hände, und voll Thränen war sein Auge, mit dem er sie anblickte. Itzt gieng er hin, und schrieb noch diese Zeilen an sie:

Ich bin arm, liebe Mutter und kann euch nicht alle jene Liebe vergelten, die ihr mir erwiesen habt. Euch in Armuth zu sehen ist kränkender für mich als der Tod. Nehmt mirs nicht übel, daß ich euch verlasse; nur dieser Weg bleibt mir offen, euch glücklich zu machen. Gevatter Philipp wird euch bald eine Summe Geldes überbringen, womit ihr einen kleinen Handel anfangen könnt. Denket nicht an mich; böse kann es mir nicht gehen, wenn ich weiß, daß es euch gut gehet.

Gebt

Gebt mir täglich euren Segen; denn, wenn das Abendroth an Himmel tritt, — denn denket, daß ich, wo ich auch immer seyn mag, für euch bethe. Lebt wohl! ewig geliebte Mutter! — Danket mir für nichts; ihr seyd mir keinen Dank schuldig; alles, was ich euch geben kann; ist nicht hinlänglich, den Betrag einer so grossen Schuld zu zahlen, als ich euch schuldig bin. Lebt nochmal wohl, liebe Mutter! —

Als Marie am Morgen erwachte, fand sie den Brief auf dem Tische. Wie erschrack das arme Weib, als es ihn öffnete. Die Gute fiel sogleich auf die Vermuthung, das an Franzens Entfernung der boshafte Philipp Ursache seyn möchte. Sie zitterte für das Schicksal ihres Sohnes, und machte sich alsbald auf, ihn einzuhollen. Franz war noch kaum drey Stunde von der Stadt entfernt, und das Glück führte die Mutter wieder zu ihrem Sohne, sie fand Franzen wieder. Wer schildert die Freude, wer das Entzücken, das sie bey der ersten Umarmung fühlte. Sie glaubte ihren Sohn aus dem Rachen des Todes gerissen zu haben. Nun bist du wieder mein, sagte sie, ja du bist mein, nichts soll dich meinem Herzen entreissen. Was wolltest du thun, gutherziges Kind! du hättest mich und dich unglücklich gemacht. Da erzählte ihr Franz seine Absicht, und den Rath, den ihm Philipp gab. Unglücklicher!

fuhr

fuhr Marie fort, du wärest verlohren gewesen — verlohren ohne mir auch nur im geringsten zu nützen. Hier erklärte Marie ihrem Sohne Philipps böse Absicht. Während diesem Gespräche kamen sie der Stadt zu, bis an den grossen Garten der Burg. Wir wollen hier ausruhen, sagte die Mutter, und Franz und Marie setzten sich in eine Laube. Es war einer der angenehmsten Sommerabende; der letzte Pinselstrich der Abendröthe stund zur Verschönerung er Natur am Firmanente. Franz sprach da aus vollem Herzen mit seiner Mutter, und beyde vermutheten nicht, daß man sie behorchte.

Seht Mutter! sagte Franz, gern hätte ich mein Leben für euch hingegeben, wenn ihr nur glücklicher gewesen wäret, als ihr itzt seyd. Ich weiß, was ich euch alles schuldig bin. Wenn ich zu Gott bethe, wenn ich wünsche glücklich zu seyn, so wünsche ich es nur euerntwegen; denn als Sklave wollte ich mich verkaufen, gern die schweresten Ketten tragen, wenn mein Herz mir sagen könnte; du warst dankbar gegen deine Mutter. Franz wollte noch weiter reden, als ein betagter ehrwürdiger Greis vor ihnen stund. Du gefällst mir, Junge! fieng er an; ich habe dir zugehört, du sollst nicht unglücklich seyn. Ich will dein Glück machen. Ich habe einen reichen Freund in Venedig, der soll dich annehmen, sey getrost. Hier gab der Alte den Unglücklichen einsweilen etwas Geld zur Unterstützung. Nach etwelchen Tagen besuchte er sie, und sagte der Mutter, daß ihr Sohn nun in Venedig bey einem Kauf-

manne als Handelsdiener mit 600 Gulden Gehalt angestellt sey. Er gab ihm auch Briefe und Reisegeld. Franz und Marie wußten nicht, ob es Wahrheit oder Traum wär; sie umarmten ihren Gutthäter, und netzten seine Hand mit Thränen der Dankbarkeit. Nun bin ich glücklich! rief Franz auf, liebe Mutter. Die Helfte meines Gehaltes ist euer, macht euch Rechnung darauf. O liebe Mutter! ihr werdet nun nicht mehr darben müssen. So sprach er und Freude war in seinem Blicke. Er gieng hin in die Kirche, und dankte dem Allvater der Menschen für sein Glück. Das Gerücht von Mariens Glücke breitete sich bald in der Stadt aus, denn ihr Herz glaubte, sie müsse jeden ihren Freund, ihren Gutthäter nennen, und so kam die Sache zu Philipps Ohren. Scheelsucht und Neid marterten seine Seele; schwarze Gedanken stiegen in seinem Herzen auf. Er dachte, wie ein Teufel denken würde in Menschenhülle. Unter dem Scheine der Freundschaft gieng er in Franzens Haus, eben zu einer Stunde, da seine Mutter nicht zu Hause war. Ich wünsche dir Glück, sagte er, und bitte dich um Vergebung, wenn ich dir je was zu Leide that. Du bist ein guter Junge, verzeih mir. Du gehst fort, und vielleicht sehen wir uns nicht mehr; wir wollen uns aussöhnen. Franz, der das beste Herz hatte, umarmte seinen Pathen, und drückte sein pochendes Herz an das Schlangenherz des Bösewichts, und ein Kuß, den er auf seine Lippen drückte, verkündigte laut, daß seine Seele des Hasses nie fähig wäre. Philipp beredete den guten Franz, einen Spaziergang mit ihm zu machen, weil der Abend so schön war. Franz gieng ohne böse Vermuthung, und schon warteten bestellte Meuchelmörder seiner. Der böse Philipp über-

überfiel ihn wie ein Räuber, und ließ ihn durch seine bestellten Gehilfen in den Strom stürzen. Franzens letzte Worte waren noch: Gott helfe meiner Mutter und verzeihe dir! — — Franz wurde ersäufet; Marie war trostlos und verzweifelnd. Der Verdacht eines Meuchelmordes fiel auf Philipp: aber klar konnte man ihm die That doch nicht beweisen, obwohl alle Wahrscheinlichkeit wider ihn war. Das Volk murmelte, einige behaupteten, die Sache gesehen zu haben: allein die Gerechtigkeit der Menschen sahs nicht — oder wollte es nicht sehen; denn man sagte, Philipp habe sich viel kosten lassen, die wankende Wage der Gerechtigkeit wieder ins Gleichgewicht zu bringen.

Wenn du noch lebst, abscheulicher Bösewicht? und wenn dir diese Geschichte in die Hand kömmt, wenn du deine Züge kennst, so sieh dir ins Herz und verabscheue dich selbst — Abfaum der Menschheit! — Gott im Himmel! weise mir eine Höhle, wo ich mich vor dem fürchterlichsten und grausamsten aller Thiere — vor dem Menschen verbergen kann.

Karl Mannthals Geschichte.

Eine wahre Erzählung.

Es gieng gegen der Nacht, und schwarze Wetterwolken stunden am Himmel. Blitze durchkreuzten gen Westen die Lüfte, und das Vieh brüllte fürchterlich auf der Waide, und flüchtete sich vor dem heulenden Sturmwinde unter die rauschende Eiche. Der Hirt lagerte sich in seine Strohhütte, und der Ackersmann eilte dem Dorfe zu, und die Mänen der Rosse flatterten durch den Wind um seine mit Schweiß bedeckte Wangen. Wie Rauchwolken eines Vulkans wühlte sich der Staub auf der Strasse empor, und sträubte das Haar des Wanderers in die Höhe, der mit gebeugtem Leibe ihm entgegen kämpfte. Fürchterlich wankten die kolossalischen Güterwägen, drohten den Umsturz, und das Geschelle der Pferde und das Fluchen der Knechte war vermengt mit dem Gerassel des eilenden Postwagen, der in einer Wolke von Staub dahin rollte. Die Glocken des benachbarten Dorfes jammerten mit demüthigen Tönen dem Gewitter entgegen, und das Geklingel

zerschmetterter Fenster, das Auf- und Zuschlagen der Thüren vollendete den fürchterlichen Auftritt der Gewitterstunde. Glücklich kamen wir noch ans Posthaus, und flüchteten uns eilends in die niedere, düstere Stube. Geweihte Kerzen brannten da auf dem Tische, und die Mägde knieten rings um ihn her, und betheten das Ave, und die Hausfrau klingelte am Fenster vertrauungsvoll das heilige Glöcklein. Nach einer halben Stunde war alles vorüber; der Himmel heiterte sich wieder auf; die Vögel sangen, und der Wohlgeruch der Kräuter von den benachbarten Wiesen erquickte den ermüdeten Körper, und strömte auf den Flügeln des kühlenden Abendwindes durchs Dorf. Die alten Bauern besahen mit rückwärts geschlungenen Händen den Himmel, und die Kinder spielten nackt am Bache, und scherzten, und schwammen weit den Fluß hinunter. Gänse saßen am Gestade, und rüttelten ihr durchnetztes Gefieder, und Entchen putzten sich ihre durchgewaschene Federn, und einige steckten ihre vielfärbigen Hälse unter den Flügel; die Haushunde schüttelten sich noch ab von dem Platzregen und welzten sich unter der trocknen Scheune in Spreu.

Allgemach kam die Nacht herbey, und ein Wagen hielt vor dem Posthause. Das Geklirre von eisernen Ketten, und das Fluchen einiger

Sol-

Soldaten machte mich aufmerksam. Ich sah nach dem Fenster und fragte, was es hier gäbe? Da hörte ich, daß man einen Gefangenen nach dem Festungsbau zu N** liefere. Es überfiel sie die Nacht, und waren daher genöthigt, im Posthause zu übernachten.

Der Teufel muß das Gewitter gemacht haben, fieng der Korporal an, oder eine alte Hexe; es warf ja Schlossen wie wälsche Nüsse. Es war den Tag über so warm, und nun wards gegen Abend so kalt, daß uns die Zähne klapperten. Geht Mutter! sagte er zu der Wirthin, macht uns Feuer in der Stube, daß wir unsre Kleider trocknen können, denn morgen müssen wir früh fort, und gebt uns Stroh herein. Da führte man nun den Gefangenen in die Stube, und schloß ihn an den eisernen Ofen an. Ich saß vorne am Tische, und bemerkte genau diesen Auftritt, und zeichnete ihn in meine Schreibtafel. Der Korporal schien mir ein wackerer Kerl zu seyn. Er setzte sich auf einen hölzernen Stuhl, trillerte eine Weile, und stopfte seine Tabackspfeife, und sprach denn: Nun, nun! im Gottsnamen! so gehts halt in der Welt. Wer kanns ändern. Denn sah er auf seinen Gefangenen hin, kehrte sich um und wischte eine Thräne aus dem Auge, denn trillerte er wieder. An der Stirne

dieses Mannes war viel Edles. Als die übrigen Pursche hereinkamen, fluchte er jämmerlich. Der Teufel muß euch reitten, ihr Hunde! fieng er an, daß ihr da den Gefangenen an Ofen anschliesset, wo man einfeuert? Ist er nicht elend genug? ihr wollt ihn gewiß noch lebendig braten. — Schämt ihr euch nicht? — ihr habt doch gar kein Gefühl. Setzt euch in die Lage eines andern. Macht ihn los, und gebt ihm rein Stroh. Denn langte er in seinen Säckel, und ließ jedem eine Maaß Bier auf seine Kosten einschenken. Ich war dem Manne vom Herzen gut, und bath ihn zu mir zur Nachtsuppe, und da erzählte er mir das traurige Schicksal seines Gefangenen.

Sehen Sie, Herr! fieng er an, und wischte seinen Schnurrbart, ich diene schon zwanzig Jahre dem Könige, stund im Feld, und hab mehr denn dreißig Blessuren am Leibe, bin viel Strapatzen gewohnt, aber bey alle dem, mein Herr! hat sich mein Herz doch nicht gegen die Eindrücke des Elendes abgehärtet. Mein Auftrag fodert es, daß ich da den armen Teufel, den die Regierung auf zehn Jahr zum Vestungsbau verurtheilte, an Ort und Stelle liefere; ich that meine Pflicht; aber ich gestehe es Ihnen, Herr! das Schicksal dieses Unglücklichen geht mir nahe. Ich

weiß

weiß es, Sie weinten mit mir wie ein Kind, wenn Sie seine ganze Geschichte wüßten. Erzählen kann ich sie Ihnen nicht, denn Thränen würden meine Stimme ersticken. Beym Himmel, Herr! ich habe Hunger und Durst gelitten, hab Kälte und Hitze ertragen, und Schmerzen gelitten wie ein Hund, und keine Thräne tratt in mein Auge: wenn ich aber Menschen sehe — so elend wie dieser, so verzeih mirs Gott und mein König, wenn eine Zähre auf diese alte Wange fällt. So sprach er, und ich umarmte den wackern Mann, und küßte sein narbenvolles Haupt. Wir tranken eine Weile, und binnen der Zeit war alles in der untern Stube ruhig. Wir giengen die Treppe hinunter, und besuchten den Gefangenen. Er lag ausgestreckt auf dem Stroh, und schien sanft zu schlummern. Wir wollen ihn nicht aufwecken, sagte der Korporal; es ist eine glückliche Stunde um die Stunde des Schlafes. Er träumt vielleicht von der Freyheit oder vom Tode — allzeit glücklich. Besser todt, als lebend und elend zu seyn. Bey diesen Worten erhob sich der Gefangene; sein Antlitz war gut, er schien redlich und fromm zu seyn. Bedauert mich nicht, gute Leute! fieng er an; ich scheine zwar elend zu seyn, allein ich fühle, ich weiß nicht was in meinem Herzen, das mir sagt, ich hätte nicht Ursache ganz zu trauern. Das Bewußtseyn meines Herzens, daß ich redlich gegen die Menschen

gehandelt habe, beruhigt mich in den Stunden meines Unglücks. Ich ersuchte den Unglücklichen, daß er mir sein trauriges Schicksal erzählen möchte, und er hob sich auf, legte kreuzweis seine Hände in seinen Schoos, wandte sein Aug zum Himmel. Der Korporal und ich lagerten uns zu ihm aufs Stroh. Der alte Soldat stützte sein Haupt auf meine Schultern, und der Unglückliche fieng so zu erzählen an.

Ich nenne mich Karl Mannthal. Mein Vater war ein ansehnlicher Handelsmann in F.** Er besaß ein schönes Vermögen. Ich war sein einziger Sohn, den er unaussprechlich liebte. Meine Mutter starb, da ich noch ein Kind war, und mein Vater verheurathete sich nicht mehr, sondern seine ganze Sorge war, mich ganz glücklich zu machen. Er wandte alles auf meine Erziehung an, und bildete mich zu einem redlichen Manne. Du hast soviel, sagte er, daß du die nothwendigsten Bedürfnisse des Lebens befriedigen kanst; du bist also unabhängig von Menschen, und folglich weit glücklicher als die, die Armuth und Elend zu Sklaven der Reichen macht. Sey mit deinem Stande zufrieden, sagte er, und suche weder Rang noch Ehrentitel. Ein reicher Privatmann, der sein Geld zu nützen weiß, ist glücklicher als ein Fürst. Er gab mir einen

recht=

rechtschaffnen Mann zum Hofmeister, dem ich meine ganze Seelenruhe, die ich nun in meinem Unglücke fühle, zu verdanken habe. Dieser Mann war meines Vaters erster Freund. Dem, sagte er mir oft, hast du mehr als mir selbst zu verdanken. Ich — ich gab dir nur das Leben, aber dieser giebt dir Erziehung, und lehrt dich dein Leben weißlich zu gebrauchen; du bist ihm also mehr schuldig als mir. Wenn du einmal Kinder hast, so mache es eben so, wie ich, und zeige, wie sehr du den Mann schätzest, der sie erzieht. Bilde deine Denkart nicht nach jenen, die den Hofmeister nur für den ersten ihrer Domestiquen ansehen, sondern betrachte ihn wie den Künstler, der den Klotz erst ausbildet, den du der Welt gabst. Aus diesem Ausdrucke können Sie auf den Charakter meines Vaters schliessen, der in seiner Art ein ganz sonderlicher Mann war. Um Ihnen nähere Begriffe von seiner offenen Gemüthsart beyzubringen, muß ich hier eine Annekdote berühren, die das Herz dieses Mannes ganz auszeichnet, und die mir immer unvergeßlich ist. Wir besuchten einst einen seiner besten Freunde; dieser zankte sich eben, als wir zur Thüre hineintratten, abscheulich mit einem Manne herum, dessen Anstand und Miene sehr viel versprach. Du zankst dich ja, wie ein Gaubettler, fieng mein Vater an; und warum? — Warum? erwiederte

meines

meines Vaters Freund; welche Frage? Da hab ich diesen Tagdieb bereits drey Jahre schon als Hofmeister im Hause, und ich sehe nicht, daß mein Sohn um ein Haar besser wurde. Du bist mir ein seltner Mann, fuhr mein Vater fort; du behandelst den Hofmeister deines Sohnes, wie einen Küchenjungen, der eine Pastete versalzen hat. Sey gerecht, und sag mir, ist es wohl deiner Köchin Schuld, wenn Hammelfleisch härter ist als Lammbraten? Das Ragout mag wohl gut seyn, aber das Fleisch taugt nichts. Nach deiner Denkart hast du eben soviel Schätzung für deines Sohnes Schuhflicker als für seinen Erzieher. Du hast auch recht; dieser flickt die Schuhe, und der das Herz, und Schuh und Herz mag bey dir wohl eines seyn. Wenn du aber foderst, daß der arme Flicker, der das Herz deines Sohnes auspfuscht, dir bessere Arbeit liefern soll, so hättest du ihm bessers Leder geben sollen; dieses ist ja verteufelt schlecht, und läßt sich nicht über den Laist schlagen. Solche und dergleichen Einfälle hatte mein Vater mehr, die ich der Menge nach erzählen könnte, aber ich würde Ihnen lange Weile machen, und mich zu weit von meiner Lebensgeschichte entfernen. Ich war mit guten Grundsätzen erzogen, und liebte die Lektüre, und die Einsamkeit. Ich weiß nicht, woher es kam, die rauscheuden Freuden der Welt mach=

machten wenig Eindruck auf mein Herz; ich war nie zufriedner, als wenn ich allein war, in der Gesellschaft meines Vaters und meines wackern Freundes, des rechtschaffnen Bronenfels (dies war der Name meines Erziehers.) Ich war zwanzig Jahre alt, da wünschte mein Vater, daß ich mich verheurathen sollte. Obwohl ich noch sehr jung war, so fühlte ich doch die Wichtigkeit dieses Schrittes in seinem ganzen Umfange. Ich wünschte mir eine Freundin an meinem Weibe zu finden — ein Weib, daß ich nicht allein ihrer schönen Larve halber lieben, sondern ihres edlen Herzens wegen schätzen könnte. Ich suchte mit meinem Freunde Bronenfels, und wir fanden nichts. Wo wir hinsahen, trafen wir schöne, junge, artige, arme und reiche Mädchen an — Mädchen für die Welt, aber nicht für die häusliche Einsamkeit. Ein einziges machte uns aufmerksam, so unbemerkt und abgesondert sie vor der ganzen Welt lebte. Es war Philippine, ein edles Kind. Sie lebte mit ihrer Mutter, die eine Offiziers Wittwe war, und nährte sie mit ihrer Arbeit. Ich meldete mich um das Mädchen; wollte aber ehvor vergwißt seyn, ob sie mich auch liebte. Ich verkleidete mich in einen Bettler, und kam in hartem Winter vor ihre Thüre. Ich stellte mich kränklicht. Die Sorgfalt, die dieses arme Mädchen für mich hatte, ihre Besorgniß

für

für mein Wohlseyn, alles was sie that — so ganz aus guter Seele that, machte sie meinem Herzen unendlich werth. Ich sagte ihr, daß ich wohl im Stande wäre, mein Brod zu gewinnen, daß ich auch noch einige Freunde hätte, und, wenn ich einst in der Welt glücklich seyn würde, wieder zurückkommen wollte, ihr ihre Gutthaten zu vergelten, und mein Herz, wenn sie es annähme, mit ihr zu theilen. O ja! sagte Philippine, kommt wieder, guter Jüngling, und ich will euch getreu bleiben. Da entdeckte ich Philippens Mutter meinen Stand, und alles war in kurzem zur Hochzeit bereit. Kein Tag war glücklicher für mich, als der Tag unsers Versprechens. Mein Vater, Philippinens Mutter, mein Freund Bronenfels, und alle freueten sich meiner Freude. Etliche Stunden fern von der Stadt war eine einsame ländliche Gegend, die ich oft besuchte. Ein grosser See breitete seine Spiegelfläche zwischen einer Reihe von Bergen aus, die dicht mit Stauden von verschiedenem Grün bewachsen waren. In dieser Gegend wohnte ein alter Fischer, diesen besuchten wir, und feyerten unter seiner Linde das Fest unserer Liebe, und ergözten uns nach einer mässigen Mahlzeit auf einem Nachen, mit dem wir die See durchschifften: aber bald war unsere Freude gestört — ewig gestört. Ein Sturmwind erhob sich, und der See stürmte;

wir konnten das Ufer nicht mehr erreichen. Der Nachen wankte und stürzte um. Bronenfels rettete mir das Leben, brachte mich ans Ufer zu meinem Vater, der bey dem alten Schiffer saß, und schwamm wieder in den See, um Philippinen und ihre Mutter zu retten; allein sein Bemühen war vergebens, auch er, der Redliche wurde von den Wellen verschlungen, und so verlohr ich die Mutter meiner Braut, Philippinen, und meinen Freund in einer Stunde. Gott! wie schrecklich war dieser Auftritt für mich! wie lebhaft ist das Gemälde noch in meiner Seele! noch sehe ich das unglückliche Mädchen, wie es mit den stürmischen Wellen kämpft, noch sehe ich meinen armen Freund Bronenfels, wie er hineilt zu retten, wie er seine Arme ausstreckt, wie er sinkt — Gott! verzeih' dem Gefühle meines Herzens; die Wunde ist noch nicht geheilet, die das Unglück mir schlug: aber genug! — Ich trauerte vier volle Jahre um Philippinen und meinen Freund, mein Vater trauerte mit, und seine Gesundheit wurde von Tag zu Tag schwächer. Seine Gesundheitsumstände und seine Bitte nöthigten mich zum zweytenmale mich zu verheurathen. Mein Herz war stumpf gegen die Eindrücke der Liebe, und meine Seele hieng noch ganz an Philippinen. Man schlug mir ein Mädchen vor, das meinen alten Vater durch Schmeicheleien

liebgewann. Ich bemerkte, das er es gerne sähe, wenn ich Margarethen (so hieß meine zweyte Braut) heurathete. Du kannst das Glück dieses armen Mädchens machen, sagte er einst zu mir; heurathe es, s'ist ein gutes Kind. Ich willigte ein, und Margareth ward meine Frau: aber kaum war sie es, so entlarvte sich dieses weibliche Ungeheuer, und durch Verdrusse, die es mir, und meinem Vater machte, brachte es den redlichen Greisen bald unter die Erde. Ich lernte den schlechten Charakter dieser Person bald kennen, und glaubte, daß jugendlicher Leichtsinn viel Ursache an ihren Ausschweifungen seyn könnte. Ich behandelte sie gut, und es schien, als hätte wirklich meine Güte viel Eindruck auf ihr Herz gemacht; allein das fälscheste aller Geschöpfe war meiner müde. Sie buhlte mit einem schlechten niedrigen Kerl, der ein gemeiner Soldat war, und wünschte sich von meiner Person zu befreyen. Sie brütete über verschiedene Entwürfe. Es fügte sich, daß der König den Befehl publiziren ließ, daß jeder Ausreisser eines Regiments, und jeder, der einem Ausreisser aushilft, mit dem Leben sollte durch den Strang bestraft werden. Da fiel nun das gottlose Weib auf den Gedanken, mich ins Netze zu bringen. Margareth war ganz verändert; kein Weib war je zärtlicher gegen ihren Mann, keine gefälliger als Margareth. Ich

wußte

wußte nicht, was ich aus ihr machen sollte; ich dankte dem Himmel für ihre Veränderung und vermuthete nicht im geringsten boshafte Tücke. Als ich eines Tages etwas später als gewöhnlich von meinen einsamen Spaziergängen zurückkam, so umarmte mich Margareth, und überhäufte mich mit Küssen. Guter Mann! sagte sie, der Himmel gab uns nun eine Gelegenheit recht viel Gutes zu thun. Ein armer unglücklicher Soldat, der sich gegen die Subordination verfehlte, hat sich zu uns geflüchtet; er ist verlohren, wenn du ihn nicht rettest. Er ist der einzige Sohn eines alten kränklichten Vaters — seine einzige Stütze: denke, auch du hattest einen Vater, durch diesen beschwöre ich dich, hilf diesem unglücklichen Menschen. Mitleiden und Redlichkeit riß meine Seele hin. Ich gab dem armen Menschen, der sich zu mir geflüchtet hatte, meine eigenen Kleider, und ohne zu überlegen, wie sehr ich wider die Befehle des Königs handelte, hörte ich keine andere Stimme, als die Stimme meines Herzens. Ich selbst führte diesen vorgeblichen Unglücklichen bis an die Grenze: — wie groß war aber mein Erstaunen, als man mich den andern Tag in Verhaft zog; als ich erfuhr, daß eben dieser vorgebliche Unglückliche der Buhler meines Weibes war, und daß mich Margareth selbst bey Gericht angegeben hatte. Ich wüthete vor

Schmerz,

Schmerz, und hätte die Unglückliche im ersten Zorne erwürgt, aber sie entfloh, nach dem sie meine Kassa ausgeleert hatte. Ich wurde verhört, und als ein Mann, der des Königs Befehle übertrat, auf zehn Jahre zum Festungsbau verurtheilt, und mein Vermögen konfiszirt. Er wollte noch weiter fort reden, aber der Morgen grauete schon am Himmel, und die Wache tratt herein, und berichtete, daß alles schon zum Abmarsche bereit sey. Der Unglückliche wurde wieder auf den Wagen geschlossen, und der redliche Korporal hatte kaum mehr Zeit, mir sein Lebewohl zu sagen.

Mit bedrängtem Herzen dachte ich oft über diese Geschichte nach, und manchmal saß ich auf meinem Zimmer, und glaubte den wackern Korporal zu sehen. Nach einem Jahre erhielt ich folgenden Brief.

Der Korporal, der auf dem Posthause zu N. die Nachtsuppe mit Ihnen aß, als uns das verwünschte Wetter überfiel, hat die Ehre, Ihnen zu berichten, daß der arme gefangene Mannthal nach drey Monaten von dem Könige pardonirt, und wieder in sein Vermögen eingesetzt worden ist. Sein böses Weib Margareth hat der Teufel gehollt; das heißt: ihr Buhler stahl ihr

ihr Geld, und stürzte die Metze ins Wasser. — — Hätte zwar nichts bessers thun können, allein er wurde ertappt, und auf des Königs Befehl aufgeknüpft. Ich bin losgekauft, und befinde mich nun bey meinem Kaufmanne Mannthal reichlich versorgt. Er läßt Sie grüssen, und erlaubt mir, daß ich Sie auch zu einer Mittagssuppe bitten darf. Kommen Sie gewiß! Eben da ich dies schreibe, trinke ich auf des Königs und ihre Gesundheit. Der Geyer! — — ich würde Ihnen nicht gut seyn, wenn Sie nicht kommen. Hiemit Gott befohlen.

Ihr Korporal. —

Die Hütershütte auf dem Hirschanger.

Nahe an dem Isarstrand
Gieng ich neulich Hand an Hand
In Gesellschaft guter Leute
Einem Edlen an der Seite,
Und wir fanden gähling dort
Wirklich einen seltnen Ort. —

Mit der Einsamkeit vertraut,
War ein Häuschen aufgebaut;
Vielmehr war's nur eine Hütte:
Offen stund sie in der Mitte
Und die Wände rings umher
Waren von Geräthschaft leer.

Wenn ich mich nicht trüge, so
War das Lager nur aus Stroh
Und bestreut mit grünen Blättern
Fand man auf den leeren Brettern
Zu des Armen höchster Noth
Etwas Milch und schwarzes Brod.

Von

Von der Last der Jahre weis
Lebte da ein alter Greis,
Der aus seiner ganzen Miene
Glücklich und zufrieden schiene,
Wenn er gleich hie spät und früh
Hütete der Bauern Vieh.

Dieses Mannes Zeitvertreib
Ist die Arbeit, und sein Weib
Und ein Knabe, von dem Frommen
Nur aus Liebe angenommen;
Drey Personen in dem Haus
Machen die Gesellschaft aus.

Freundlich lachte uns der Mann,
Sah uns gut und redlich an;
Sein Gesicht war ohne Tücke
Und Zufriedenheit und Glücke,
Das des Frommen Herz beglückt,
War im Auge ausgedrückt.

Reitzend war für mich das Bild;
Meine ganze Seele fühlt.
Ruh, Genügsamkeit und Frieden
Sind das wahre Glück hiernieden:
Alles andere ist Wahn:
Dieses lehrte mich der Mann. —

In den Städten suche nie
Weisheit und Philosophie;
Selten wird sie angetroffen,
Denn die wahren Philosophen
Wohnen meist inkognito —
In der Hütte auf dem Stroh.

Die Familie Gerner.

Der junge Baron von Gerner liebte das Fräulein von A** wider den Willen seines Vaters. Er gab weder seinen Zusprüchen, noch seinen Vorstellungen Gehör, und ausser der Heftigkeit seiner Leidenschaft machte auf Gottes weiten Welt nichts mehr Eindruck auf sein Herz. Celie hieß das Fräulein von A**; sie war schön und tugendhaft. Die ersten Eindrücke, die dieses Mädchen auf des jungen Gerners Seele verursachte, konnte weder Zeit noch Abwesenheit verlöschen: der Haß der Familie, der Zorn der Eltern, die Bedrohung enterbt zu werden waren nicht im Stande, den geringsten Grad der Liebe zu schwächen — einer Liebe, derer Flamme niemal heftiger loderte, als eben da, als man sie zu löschen sich bemühte. Celie war bereits im Stillen mit Gerner verheurathet; das heimliche Band, das diese Herzen vereinigte, und eben die schüchterne Stille und Verborgenheit dieses heiligen Geheimnisses gab ihrer Liebe doppelte Reitze, und vermehrte die Stärke ihrer Anhänglichkeit. Aber wo ist der Sterbliche, dem es

vergönnt ist, das Vergnügen in seiner ganzen Lauterkeit zu geniessen, daß nicht das eifersüchtige Schicksal die Quelle seiner Reinheit trübet? — So gieng es auch Celien und dem liebenden Gerner. Gerners Vater bekam Nachricht von der heimlichen Heurath seines Sohnes; Wuth und Zorn bemächtigten sich ganz seines Wesens. Er bedrohte seinen Sohn mit Gefängniß; Celien mit Schändung, und schwur beym Himmel diesen Undank zu rächen. Ein alter Diener aus Gerners Haus zitterte für Karls Schicksal; er eilte zu ihm, und hinterbrachte ihm seines Vaters Absichten. Karl umarmte seine Liebe; Thränen hemmten das, was sein gedrücktes Herz seiner Celie sagen wollte; die Furcht, daß man sie trennen würde, knüpfte das Band der Liebe noch enger; noch nie liebten sie sich so heftig, so unaussprechlich als itzt. Zufälle und Unglück prüfen Freundschaft und Liebe: nicht in stillen, heitern Tagen, wenn kein Wölkchen am Himmel steht, sondern in der Zeit des Sturmes ist die Probestunde der Seelen. Celie drückte Karls Hand an ihren Busen. Höre, sagte sie, höre! wir wollen fliehen; ist meine Liebe dir werther, als der Reichthum deines Vaters, so laß uns weit von hier in einer seligern Gegend unser Glücke suchen. Ja Celie! erwiederte Karl, an deiner Seite allein bin ich glücklich. In der Lage,

in

in die ich dich setzte, konnte ich dir, meine Liebe! diesen Antrag nicht machen; aber du selbst willst, und mein Wille ist ganz der deine. Ich will sehen, ob ich nicht die Großmuth einiger Freunde rege machen kann, daß sie uns zum wenigsten eine kleine Unterstützung geben, und denn, Celie! — in wenig Stunden wollen wir der Grausamkeit unserer Familie spotten, die die süsse Wohllust liebender Herzen nicht kennt. Karl gieng hin, suchte und fand einige Freunde, die seine Umstände unterstützten. Er suchte seine Celie wieder, und die Nacht war zu ihrer Abreise bestimmt. Allgemach kam der Abend herbey; der Thau benetzte die Wiesen und Matten, die Rose erhob wieder ihr zur Erde gesenktes Haupt, und verbreitete Wonne durch ihren Wohlgeruch über die Gegend, wo sie blühte; die Sterne traten an Himmel und verkündigten das Daseyn Gottes in der Majestät der Nacht. Mit ängstlich pochendem Herzen gieng Celie an Karls Seite, bey der geringsten Bewegung eines Laubes zitterte sie, und fürchtete eingeholt und getrennt zu werden: aber der Schutzgeist der Liebenden war an ihrer Seite; glücklich flüchteten sie sich und kamen an die Grenzen der Schweitz.

Karls Vater erhielt bald Nachricht von seines Sohnes Flucht; allein er kränkte sich wenig

darum, und frohlockte vielmehr, weil er glaubte, Elend und Noth würden ihn an den armen Flüchtigen rächen. Nothwendigkeit und Liebe sind die Erzeugerinnen des Fleißes und der Industrie. Karl und Celie waren glücklich; sie bemühten sich Mittel zu finden, sich zu nähren. Eine alte Frau, die sich Frau Hubert nannte, und einen kleinen Handel mit Edelgesteinen trieb, nahm sich dieser Unglücklichen an. Freundschaft und Liebe, gleiche Denkart und gleiches Gefühl vereinigte sie bald, und Hubert, Karl und Celie waren nun eine Familie. Der Mensch bedarf wenig zu seinem Glücke; Genügsamkeit und Zufriedenheit gewähren es ihm. Glück — wahres Glück liegt in uns selbst — in unserer Seele. Der, der es ausser sich sucht, wird es nie finden. Das Glück wohnt meistentheils in der Hütte. Reichthum und Ehre — ihr Tirannen der Menschheit! die Vorsicht hat euch von dem Glücklichen entfernt, der ein Kind der Natur ist, und schickt euch in Städte zur Selbstpeinigung der Thoren, die meistentheils in Pallästen wohnen.

Zwey Kinder, ein Knabe und ein Mädchen waren das Geschenke von Karl und Celiens Liebe. Man sagte ihnen nie vor, wer sie waren, sondern das, was sie seyn sollten. Karl unterwies sie in den Stunden seiner Erhollung, und lehrte

sie gute Menschen seyn: Celie besorgte die Hauswirthschaft und die Gesundheit ihrer Kinder. Wenn Karl abwesend war, liebkosete sie die Kleinen, und erinnerte sich an ihren Vater, und wenn Karl wieder zurück kam, so umarmte sie ihn, ohne die Kinder zu vergessen. Unser Herz erhält seine Grösse nur durch sanfte Gefühle; denn wenn Empfindung unsere Seele stimmt, verschwindet das Leere in uns durch ihre göttliche Begeisterung.

Einige Jahre lebten Karl und Celie mit stiller Zufriedenheit in Frau Huberts Hause, als eines Tages ein Schlagfluß die arme Hubert überfiel, und sie den Armen ihrer Freunde entriß. Alle Mittel, die Celiens Liebe anwandte, waren vergebens, die Stunde des Todes schlug für Hubert, und bereits war sein Schleier über ihrem Antlitz gezogen; — — die Gute wahr nicht mehr.

Ich schildere hier nicht die Eindrücke des Schmerzes, die Huberts Tod auf Celien und Karl verursachte. Ihr gute theilnehmende Seelen! ihr allein, die das Unglück und Selbsterfahrung zur Empfindung gestimmt hat — ihr allein denkt euch ins Gefühl des Unglücklichen; euer Herz ruft euch den Verlurst eines Freundes oder

eines

eines Geliebten zurück, und wer schildert alsdenn das Gefühl der Seele, wie eine Empfindung ist? — —

Nach Huberts Tode waren zwar Karl und Celie die Erben ihres kleinen Vermögens. Karl gab sich alle Mühe, das Gewerbe in die Höhe zu bringen, aber er war unglücklich, und sein Handel nahm täglich ab. Frau Hubert hinterließ auch eine arme Magd; sie nannte sich Marianne. Ihre Gemüthsart war ungekünstelt; sie war einfältig und redlich, wohlwollend und gut. Ich werde euch nie verlassen, sagte sie zu Karl und Celien, ich will eure Magd seyn, wie ich Huberts Magd war; wenn ihr arm seyd, will ich eure Armuth mit euch theilen, mich freuen, daß ich euch nützlich seyn kann, und daß ich euch liebe. So sagte Marianne und Karl und Celie umarmten sie als ihre Freundinn. Allein alles Bestreben dieser redlichen Familie war vergebens sich über die Dürftigkeit hinauszusetzen: jeden Tag näherte sich die Armuth ihrer Hütte mehr, und die Folgen des Elendes, die sie begleiteten. Wenig Menschen wissen, was es heißt, arm seyn, besonders die Reichen und Adelichen nicht; wie ist es aber auch möglich? sie, denen es nie am Ueberfluße gefehlt hat, sie, die nie den Druck der Armuth empfunden haben, was es heißt: ich bin elend und dürftig, wie können solche

Menschen barmherzig seyn? und doch, wo sollen die Elenden Erbarmen suchen, wenn sie es dort nicht finden, wo Ueberfluß ist? — und doch ist der wenigste Theil von diesen zu Gutthaten aufgelegt. Sie verleben ihre Tage im Taumel der Sinnlichkeit; jeden Tag vermehren sich ihre Bedürfnisse, ihr grosses Ich schwillt jeden Tag mehr zur kolossalischen Masse auf, und raubet den Niedrigen den Raum, den ihnen die Gottheit in der Schöpfung anwies. Alles ist für den Reichen Ich. Er giebt z. B. einem Armen, wenn es ihm nur eben so beliebt, manchmal ganz maschinenmäßig, ohne zu wissen warum; manchmal aus Schwäche, um sich den traurigen Anblick eines Elenden vom Leibe zu schaffen; manchmal um etwas scheinen zu wollen, und so fort: immer wegen sich selbst, nie des andern wegen. Man liest empfindsame Geschichten, so, wie man nach der Tafel Liqueur trinkt; weint über gewisse Stellen, weil es so Mode ist zu weinen, oder weil eine Thräne im Auge manchmal eine Eroberung gemacht hat. Was ich hier rede, rede ich nicht aus Schwärmerey, leider aus genauer Beobachtung und Erfahrung und Prüfung der Menschen. Wie unglücklich ist denn das Schicksal des Armen, wie unglücklich selbst dieses des Gutthätigen! Gutthätig sind meistentheils die, denen die Natur ein edles Herz, aber das Schicksal zu wenig Vermögen gab: ist nun der Edle

gut und wohlthätig, so drängt sich alles an ihn, alles sucht bey ihm Hilfe, ohne zu bedenken, ob die Kräfte des Wohlwollenden auch hinlänglich sind, jeden zu unterstützen: denn ist auch der Elende ungerecht, denkt nur auf seine Rettung und nicht mehr auf seinen Erretter. Er gleicht einem wohlthätigen Schwimmer, der sich in die See stürzt, um so viel Menschen zu retten, als in seiner Macht steht. Binnen der Zeit, als der Gutthätige mit Gefahr seines Lebens herumschwimmt, sieht der größte Haufe müssig am Ufer zu; alles schreit: Hilfe! aber die, die helfen sind zu wenig, um alle die Unglücklichen zu retten. Der Trieb der Selbsterhaltung treibt nun die Unglücklichen an; sie hängen sich alle an den gutthätigen Retter. Er ruft: Kinder! ich will retten, so viel ich kann, aber alle kann ich nicht retten, meine Kräfte reichen nicht hin: aber man hört seine Stimme nicht; der Schwarm von Unglücklichen umgiebt ihn, und zieht den Wohlwollenden selbst mit in Grund. So ist das Verhältniß von Reichen und Armen, Wohlwollenden und Dürftigen im Staate.

Elend und Verderben näherten sich über das Haupt der Liebenden. Schon waren sie der äussersten Dürftigkeit ausgesetzt, und über das war Celie noch krank. Man denke sich den jammervollen Zustand des armen Karls. Ohne Rettung, ohne

ohne Hilfe lag Celie dem Tode nahe. Da stund Karl vor ihr, sah sie leiden, und konnte nicht helfen. Sie wohnten unter einem schlechten Speicher; der Regen netzte das Stroh, worauf Celie schlief; seitwärts sassen ihre Kinder, und nagten an hartem Brod, und Marianne, die freywillige Gesellschafterinn des Elendes stund in der Ferne mit thränenvollem Auge. Es ist ein schrecklicher Zustand arm und krank zu seyn, und selten wied er von dem Reichen erwogen. Wer das Bild der äussersten Armuth nie sah — nie sah, wie weit der Mensch, unser Nebengeschöpf, herabgewürdigt werden kann, der stellt sich die Gräßlichkeit solcher Auftritte im Menschenleben nie vor. Was ist der Mensch im Staate, wenn er arm ist? unsere meisten Bequemlichkeiten hängen von dem Interesse des andern ab, der sie uns verschaft, und wenn dieses Interesse nicht mehr rege gemacht werden kann, wenn auch der andere von seinen Diensten leben soll, und der, der selbst hungert, des andern Hunger nicht stillen kann, wo ist denn Hilfe für den Elenden? — — Geh nur zu den Thüren der Reichen, du wirst wenige finden, die dir helfen. Der größte Theil scheuet das Gewinsel des Elendes, und treibt den bittenden Armen von den Thüren, damit sein Anblick ihn nicht belästige. Karl erfuhr die Härte der Menschen; er flehte um Hilfe und fand keine. Verzweiflungsvoll rang er seine Hände zum Himmel,

mel, und den letzten Gedanken flüsterte ihm Celiens Liebe zu, sie zu retten. Er rief die treue Magd, die gute Marianne. Hier sprach er hast du 20 Thaler; besorge das nöthige. Wenn Celie um mich fragt, so sag ihr, ich sey fort, um einige ausständige Schulden zu berichtigen. Wie? fragte Mariane, wie, Sie wollen Celien verlassen? — Nein! erwiederte Karl, bey Gott! aber mir bleibt kein anders Mittel übrig — — ich bin Soldat. Ich bitte dich, Marianne! verberge Celien meine That bis zu ihrer Genesung. Das Elend war dringend, mir bleibt sonst nichts übrig. Leb wohl, Marianne! lebt wohl, liebe Kinder! — — Marianne gehorchte dem Auftrage ihres Herrn. Karl schlich sich jeden Tag ins Haus, um zu wissen, wie es um Celiens Gesundheit stünde. Celie war wieder hergestellt, und endlich wagte es Marianne, ihr Gerners Unternehmen zu entdecken. Gott! schrie Celie auf, der Grausame! warum ließ er mich nicht sterben! Konnte er wohl glauben, daß das Leben ohne ihn für mich einen Werth hat? Was wird aus mir werden? — In diesem Augenblicke führte Marianne Celiens Kinder herbey, und Celie fühlte, wie viel ihr Marianne durch dieses so beredte Stillschweigen sagen wollte. Celie umarmte ihre Kinder. Marianne! fieng sie an, ihr und meine Pflicht will es, alles für Karls Erhaltung zu wagen. Geh! gute Marianne! verkauf alles, was

ich habe, ich will meinen Karl wieder haben, will ihn wieder loskaufen. Marianne that, was Celie begehrte, und verkaufte auch ihre Kleider mit, und brachte Celien das Geld. Celie eilte damit zu dem Obersten des Regiments, warf sich ihm zu Füssen, und schilderte in den rührendsten Ausdrücken ihre Umstände. Der ehrliche und wackere Offizier empfieng sie mit voller Güte. Womit kann ich Ihnen nütze seyn gute Frau?

Celie.

Gott im Himmel! mein Mann, um mir das Nöthige in einer tödtlichen Krankheit zuschaffen gieng hin, und verkaufte sich zum Soldaten. Was kann ich mit meinen Kindern ohne seiner? Hier ist Geld; ich will ihn loskaufen.

Der Oberste.

Was bleibt Ihnen denn übrig?

Celie.

Nichts; aber ich habe meinen Karl wieder, den Vater meiner Kinder, und in seinen Armen will ich Elend und Armuth vergessen.

Der Oberst.

Trösten Sie sich, er soll wieder ganz Ihnen seyn, auch ohne diesem Gelde. Ich will seinen Abschied schreiben. Des Königs erster Befehl ist der, keinen Unglücklichen zu machen.

Celie umarmte die Knie dieses Rechtschaffenen und netzte mit Thränen seine Hände. Nun war Karl wieder in den Armen seiner Celie; aber die kleine Summe Geldes war bald verzehrt. Karl mußte fünf Personen nähren, und so sparsam sie auch lebten, so war dies Geld doch nicht hinlänglich, sie vor dem Elende auf längere Monate zu schützen. Der Winter kam herbey, und von Tag zu Tag wurden sie ärmer. Sie waren gezwungen, die Stadt zu verlassen, und in einer schlechten Hütte suchten sie nun Zuflucht und Schutz. In einer halb zusammgefallenen Scheune wohnten sie nun, und ihr Ruhebette war schlechtes Stroh. Celie bereitete aus selbem eine Lagerstätte für ihre Kinder. O Gott! rief sie auf, wie theuer bezahl ich nicht das Vergnügen der Liebe! — Arme Kinder! ihr kennet das Unglück in seiner Völle noch nicht; daß Gott euch Stärke und Muth geben möchte, es zu übertragen! — Karl und Celie schienen äusserlich in ihrem Unglücke ruhig zu seyn, aber innerer Gram zermalmte ihre Seele. Die arme Marianne, die Brod für ihre Herrschaft suchte, wurde in der Stadt von einer Kutsche überfahren, und erbärmlich zugerichtet in die Hütte zurückgebracht. Niemand schickte ihr nach, niemand bekümmerte sich um sie; sie starb in Karl und Celiens Armen. Es verfloß eine Stunde nach der andern, und das Elend wurde immer grösser. Auf Celiens Wangen waren die Züge des Hungers, und die Furchen des Grams auf Karls Stirne. Es kam so weit, daß sie oft einige Tage lang ohne Brod waren. Karl suchte Arbeit, und fand keine; er bath um Hilfe, und wo er hinkam, wurd er abgewiesen. Hofnungslos saß er einst Abends auf dem Stein einer Brücke, und sprach die Vorübergehenden an. Da fügte sich, daß ein reisender Krämmer mit einem

Pack=

Packesel vorüber zog. Das arme Thier war mit Waaren überladen, und unterlag der Bürde. Karl sahs, und näherte sich dem Kaufmanne. Herr! sagte er, ich will die Stelle eures Esels vertretten, all eure Waaren tragen, wenn ihr nur so gütig wäret, mein Weib und Kinder vor dem äussersten Elende, worinn sie sind, zu schützen. Der Kaufmann ward aufmerksam bey dieser sonderlichen Bitte, er drang in Karln, daß er ihm die Ursache seines Elendes erzählen möchte, und erkannte bald den jungen Gerner, mit dessen Familie er genau bekannt war. Der Kaufmann hinterließ der armen Celie und ihren Kindern etwas Geld, und ohne zu sagen, was seine Absicht war, rief er Karln bey Seite. Ich will, fieng er an, euch ganz aus eurem Elende reissen, wenn ihr Muth genug habt meinen Vorschlag zu befolgen.

Karl.

Gott im Himmel! will ich nicht alles thun, um Celien, um meine Kinder zu retten.

Der Kaufmann.

Nun, so überlaßt euch nur mir.

Karl nahm Abschied von Celien, und der Kaufmann tröstete sie, daß sie gewiß und bald sollten reichlich versorgt werden.

Binnen der Zeit, als der alte Gerner seinen Sohn Karl verlohr, hatte er doch manche trübe Tage. Er dachte zuweilen an ihn; allein die rauschende Freude der Grossen, verdrang bald die Empfindungen des Herzens. Gerners meiste Beschäftigung war nun die Alchymie; er verlegte sich aufs Goldmachen, und hielt sich in ganz unbekannten Städten auf. Jeder armselige Quacksalber und Laborant hatte

Zutritt

Zutritt bey ihm. Materialisten und Apothecker wurden durch seine Wissenschaft reich, und Gerner, wäre sein Reichthum je erschöpflich gewesen, wäre längst arm geworden. Der Kaufmann, von dem hier die Rede ist, war einer seiner ersten Lieferanten, der seine alchymische Küche versehen mußte. Wenn Unwissende sich auf alchymische Versuche legen, so steigt ihre Raserey aufs Höchste. So gieng es auch dem alten Gerner. Er hatte das Glück mit Bongrazius einem berühmten Laboranten bekannt zu werden, und sie waren nun schon so nahe an dem Stein der Weisen, daß ihnen nichts mehr als eine Kleinigkeit fehlte. Eure Exzellenz! sagte Bongrazius, die Sache ist schon soviel als gewiß; nur mangelt uns noch etwas weniges.

Baron Gerner.

Und was?

Bongrazius.

Wir hätten einen Menschen nöthig, der sich entschliessen könnte, sich lebendig pulverisiren zu lassen. Aus diesem pulvere, als dem wahren Elementarsalz müßte nun die essentia auri gezogen werden.

Gerner.

Und der Mensch wäre nun hin? —

Bongrazius.

Freylich; allein denken Sie — die grosse Belohnung des Geheimnisses.

Gerner.

Nun wohl! aber wo werden wir so einen Menschen finden? Es müßte mit Gewalt geschehen.

Bongrazius.

Bey Leibe nicht! das würde alles verderben. Der Mensch muß sich freywillig hiezu entschliessen können.

Gerner.

Der Geyer holl dieses Geheimniß! Wer wird so ein Narr seyn? —

Indessen sie so sprachen, tratt der Kaufmann ins Zimmer, der von der Sache schon wußte. Meine Herrn! fieng er an, ich fand nun ein Subjekt, das ohne Zwang erbietig ist, sich lebendig zu Pulver machen zu lassen, aber mit der Bedingniß, daß Sie sein Weib und Kinder versorgen werden.

Gerner.

Ist es möglich? — Ich will alle seine Bedingnisse eingehen; sie sollen alle heilig erfüllt werden.

Hier rief man den armen Karl bey Seite, und eröffnete ihm den Antrag. Er erschrack anfangs, als er aber hörte, daß seine Celie und seine Kinder glücklich seyn würden, gab er sein Jawort. Baron Gerner, der im Grunde ein schwaches Herz hatte, wollte den Unglücklichen nicht sehen. Der Tag war zu dem grossen Unternehmen bestimmt; Karl schrieb noch diesen Brief an Celien.

Liebe Celie!

Hienieden seh ich dich nicht wieder; ich habe alle meine Pflichten gegen dich und meine Kinder erfüllt, und ihr seyd nun glücklich. Gott wollte es so, daß ich die heitern Tage eures Lebens nicht

mehr

mehr geniessen sollte. Wenn du und deine Kinder je wissen würden, auf welche Art ich euer Glück erkauft habe, so würdet ihr an meiner Liebe nicht mehr zweifeln. Lebt wohl! — Solltet ihr meinen Vater einst noch sehen, so sagt ihm, daß ich ihn noch im Tode segnete.

Dein ewig getreuer Karl
von Gerner.

Am Tage des Unternehmens warden um 50,000 Gulden Wechselbriefe für Celien ausgefertigt; diese überlieferte man Karln, und er schloß sie dem Briefe bey, den er an Celien geschrieben. Der alte Baron ward endlich doch neugierig, diese Seltenheit von einem Menschen kennen zu lernen, und ließ Karln ersuchen, ob es ihm nicht erlaubt wäre den Brief zu lesen, den er an seine Familie schrieb. Karl, der nicht wußte, daß der Baron sein Vater war, willigte ein; wie erschrack aber der alte Gerner, als er den Namen seines Sohnes las; alle Empfindungen der Natur wurden auf einmal rege, er suchte ihn auf, überhäufte ihn mit Küssen, bath ihm seine Grausamkeit ab, und versprach ihm, daß er nun ganz für ihn Vater seyn wolle. Der Kaufmann hollte Celien und ihre Kinder, und nach so langen harten Schicksale genossen sie nun die Freuden der Natur und der Liebe. Der alte Gerner zerschlug alle Schmelztiegel und Retorten, und sein einziges Vergnügen war nun, in seinen Kindern wieder aufzuleben. Celie war ewig ihrem Karl dankbar; nie vergaß sie, was er für sie hatte thun wollen. Der guten Marianne bauten sie ein Grabmal in ihrem Garten, und die Kinder zierten es an Frühlings Morgen mit Blumen, und Karl bewieß, daß die Liebe stärker sey, als der Tod.

Ardostan.

Ein prächtiger Pallast erhob sich an den Ufern des Indus; die Beherrscher von Bavah bewohnten ihn seit Jahrhunderten. Was Grösse und Pracht je in Orient bewunderungswerth machten, war hier vereinigt durch die Kunst. Zierde und Seltenheit waren in den treflichen Gebäuden, und Natur goß ihre Reichthümer über die Gärten und Haine, die dastunden wie die Gärten Elisiums. Berühmt waren die Könige, die diesen schönen Ort bewohnten. Einige rühmte man wegen der Pracht, die sie führten; andere wegen ihrer Menschlichkeit. Diese waren verewigt durch ihre Siege, und jenen waren noch Altäre des Dankes errichtet, weil sie ihre Völker als Väter regierten; die meisten Könige aber, die hier lebten, wurden das Opfer des Neides und der Bosheit. Die Kaiser von Indostan beherrschten durch das Recht der Eroberer die Völker zu Bavah; durch sie bekam Bavah Könige, die Indostan erhob und wieder stürzte.

Ardostan, einer der besten Menschen, bestieg nun den Thron zu Bavah. Er dankte dem Brama für seine Erhöhung, und sah diese Würde als ein Geschenke der Gottheit an, wodurch sie ihm Gelegenheit gab, der Menschheit im weitern Umfange zu nützen. Glücklich waren die Unterthanen unter seinem Szepter, und bald ertönten Lobeslieder in Orients Gegenden. Eines Tages überdachte Ardostan das traurige Schicksal seiner Vorfahren, und erschrack, als er das fürchterliche Loos so vieler Würdigen laß. O mich Unglücklichen! rief er auf, wie niederschlagend ist der Gedanke! Das Bewußtseyn, daß mein Daseyn von Indostans Kaisern abhanget, ein Augenblick alles wieder zerstören kann, was ich gut machte — — ich belohne die Tugend und straffe das Laster, und der Unzufriedne wird hingehen, mich verläumden, und der Hof wird mich unangehört verurtheilen. — —

Der Schützgeist von Bavah hörte Ardostans Klagen, er erschien ihm, und sprach so: Sohn des Staubes! warum zitterst du vor Indostans Kaisern, die Menschen sind, wie du? Was kann ganz Indostan wider dich, wenn Brama über dir wachet? Du zitterst und fürchtest die Macht der Grossen: was können sie dir rauben? — Gut und Leben, sonst nichts; und was ist Gut und

Leben

Leben für den, der Tugend im Herzen hat? Folge dem rühmlichen Heldengeiste deiner Vorfahren; sie starben, aber sie leben noch in den Herzen ihrer Unterthanen, und geniessen noch jenseits die Wonne, der Menschheit genützt zu haben.

Ardostan bückte sich tief in Staub. Verzeih, rief er auf, einem Kinde der Erde, einem Sohne des Todes, daß Menschenfurcht einen Augenblick sich seines Herzens bemächtigte; ich fühle wieder Muth, und will nichts als meine Leidenschaften und das Laster fürchten. Ardostan regierte, und machte tausende glücklich. Endlich gelang es der Bosheit, ihn durch Verläumdungen vom Throne zu stürzen; er verließ ihn mit Gleichgültigkeit, und bedauerte nicht die Pracht, die er hingab, sondern das Vermögen so viel Gutes unumschränkt wirken zu können. Er zoh sich zurück, und verlebte seine Tage in der Einsamkeit, begleitet von dem Bewußtseyn guter Thaten. — —

Die Zahl der Bösen, die Böses wegen dem Bösen thun, ist groß; aber die Zahl der Furchtsamen noch grösser, die darum Böses thun, oder Gutes unterlassen, weil sie die Bösen fürchten. Ich kenne Menschen, die, wenn sie ihren Nächsten durch eine Silbe retten könnten, es doch nicht thun, weil sie fürchten, diese Silbe könnte den beleidigen, in dessen Händen seine Rettung steht.

Baron Krippe.

eine Fabel für stolze Jungen.

Auf einer himmelhohen Klippe
stund eine alte, alte Vest',
der Herr der Vest' war Baron Krippe.
Einst war es nur ein Räuberneſt,
doch heut zu Tag der Wohnsitz der Baronen,
die ein Jahrhundert es bewohnen.
Der Geyer hatte dort sein Spiel,
denn, wie der Pöbel sagen will,
(doch ist es nur des Pöbels Sage)
war diese Vest' der Menschheit eine Plage.
Man sagt, daß mancher mit Gefahr
des Lebens dort vorüber gieng,
und mancher gar den Tod empfieng,
als noch die Zeit des Faustrechts war.
Allein wer kann genau die Sache wissen;
vernünftig ließ sichs freylich schliessen,
daß Räuber einst dies Schloß besassen,
ja Räuber — so wie Räuber sind,
die heut zu Tag auf offnen Strassen
oft morden Mann und Weib und Kind,
denn man sah noch verschiedne Zeichen,
als Menschenknochen, Mordgewehr,
in Thürmen und in hohlen Eichen
und andere solche Sachen mehr.
Doch dieses sind ja Kleinigkeiten,
es war die Mode dieser Zeiten,
doch war die Sage nicht ganz leer,
denn der Baron schrieb sich von diesem Raubnest her.
Mord, Raub sind alter Stärke Proben,

und manch Geschlecht hat sich erhoben,
von dem der erste Mann ein Räuber war.
Man nimmt die Sach nicht so genau,
das Alter macht die Thaten grau,
und Vorurtheil und List und Fleiß
macht endlich auch das Schwarze weiß,
hierüber ist sich gar nicht aufzuhalten.
So wars der Brauch noch bey den Alten.
Man kömmt ich weiß nicht wie hinein
und bildet endlich selbst sich ein,
daß Rauben ein Beweiß von Stärke
und Morden sey der Helden Werke.
Hierüber will ich nicht glossiren,
ich würde nur die Zeit verlieren,
es ist nun einmal so,
und jedem Stärkern ist es eigen
auf Schwächern zu dem Glück zu steigen;
steht gleich kein Wort im Evangelio,
so handeln doch die Stärkern so.
Der Krippen altes Urgeschlecht,
das zählte nun schon dreyßig Ahnen.
Veit Krippe stunde im Gefecht,
und Kaspar, der trug einen Fahnen.
Hans war ein Mann von seltner Art,
und trug den längsten Knebelbart,
und Valentin zerbrach den größten Felber
wie Spreu, und Lorenz köpfte Kälber
troz einem Henker mit dem Schwert:
und, wie uns noch die Cronik lehrt,
war Adam treflich in dem Jagen;
er hatte manchen Wolf erschlagen,
und kämpfte selbsten wie ein Bär
mit Beckern in dem Wald umher?
Mit einem Wort, es hieß: ein Krippe und ein Mann;
sagt, ob man mehr noch sagen kann?
Im grossen Saal, um theuer Geld bezahlt,
war

war jeder Baron Kripp' lebendig abgemahlt.
Da hiengen sie, verewigt durch die Farben,
und wenn sie gleich vor hundert Jahren starben,
so waren sie so lebhaft da,
als wenn man sie seit gestern sah.
Der letzte Zweig aus diesem edlen Stammen
war Nikol Kripp', berühmt schon durch den Namen,
doch mehr noch durch den Knebelbart
und seine seltne Lebensart.
Er konnte zwar nicht schreiben und nicht lesen,
doch wenn er von sich selbsten sprach,
gieng er beym Geyer keinem nach,
und wärs ein Doktor selbst gewesen.
Von allem wußte er zu discuriren;
bald war er Philosoph, bald Theolog,
und hitzig war er so im disputiren,
daß manches Glas an manchen Schedel flog.
In sich war er zwar dumm — so dumm — und wie?
so dumm, als nur ein rechtes Vieh.
So hatte er beym Volk den Namen,
doch war es nur die schlimme Welt,
die ihn für dumm und böse hält,
denn sagt, es reimt sich nicht zusammen,
nein! wirklich nein!
so eseldumm, und Baron Kripp' zu seyn.
Der Mann, der hatte einen Sohn,
er konnte essen, trinken schlafen,
und gab den Leuten viel zu schafen;
man nannte ihn den jungen Herrn Baron.
Wohlan! der junge Herr soll nun erzogen werden,
und die Erziehung giebt Beschwerden;
und weil es bey uns Mode ist,
daß man noch Bürger sey und Christ,
so muß man bey der Mode bleiben,
und Baron Kripp ließ nach der Hauptstadt schreiben
nach einen Mann, den man auf Jahre miethet,
Hofmeister nennt, und wie dem Knecht gebietet,

zuweilen schimpft, und manchmal zankt,
sehr karg bezahlt, und selten dankt.
Der Mann kam an, und Krippe ließ ihn vor,
und nun war Krippe Aug und Ohr.
Hier gieb ich Ihnen meinen Sohn,
so sprach der alte Herr Baron.
Er ist ein Jung voll Fähigkeit,
hat Anlag zur Gelehrsamkeit,
er kann gewiß noch zum Gelehrten,
und gar zum Philosophen werden:
Wir alle sind schon von Geburt gediehen,
wir alle sind Natur=Genien;
zum Beyspiel ich, ich kann von allen räsoniren,
Prozesse wie ein Doktor führen,
wie ein Professor disputiren,
wie Rechenmeister kalkuliren,
wie ein Gelehrter doktoriren,
als Theolog moralisiren,
gleich Generalen kommandiren,
gleich einem Baader Bart rasiren,
gleich einem Fechter spadoniren,
gleich einem Arzten judiziren,
und wenn es Noth hat, auch klistiren,
und überdas bey Tisch transchiren,
und alle Zweifel leuteriren,
und immer etwas spintisiren,
und alles in dem Haus regiren,
und wie ein Kaufmann spekuliren,
um mich noch mehr zu enrichiren,
kann ich auch manchmal laboriren,
den Stein der Weisen auch forciren,
die Kranken in dem Haus kuriren,
und meine Bauern chagriniren,
daß sie oft halb vor Gall krepiren:
hab doch mein Leben nie studirt,
und keine Silbe buchstabirt,
und keine Stunde praktizirt,

mich

mich in der Jugend divertirt,
und meine Meister nur vexirt,
und meine Eltern chagrinirt,
und die Bedienten molestirt,
und schon als Bube karessirt,
und vielele tausend depensirt,
und wie ein Maulthier debauchirt,
und doch, mein Herr! sehn Sie mich an,
bin ich ein wackrer Edelmann.
Mein Sohn, das weiß ich sicherlich,
mein Sohn, der wird ein Mann wie ich.
Hier zitterte der Ehrenmann,
und fieng mit leiser Stimme an:
Sie werden mir doch pardoniren,
ich will mich wieder retiriren,
denn ihr Herr Sohn braucht nicht studiren,
Sie würden nur Ihr Geld verlieren,
er würde doch nicht reussiren.
Ich kann, mein Herr! nicht courtisiren,
Sie werden mich doch excusiren,
mich deucht ja, es besitzt ihr Sohn
schon gänzlich alles zum Baron;
doch wenn ich es ja sagen darf,
der Ausdruck ist zwar etwas scharf,
zu was braucht man Erzieher hier?
Ihr Junge gleicht ja einem Thier.
Sie hätten mich nicht rufen sollen,
wenn Sie nur Junker haben wollen,
ich bin ein Mann, und meine Pflicht
zieht Menschen, keine Junker nicht.
So sprach der Mann und Baron Krippe
zerbrach ihm Arm und eine Ribbe,
und warf ihn gar aus seinem Haus
zum Fenster in den Hof hinaus.
Nun hat's ein End das disputiren,
den Sohn wird Kripp' selbst eduziren;
er sollte sich nur appliziren,

und

und täglich eine Stund studiren:
doch er wollt' lieber debauchiren,
und endlich kams gar zum mordiren,
der Sohn der schlug den Vater todt
und war selbst der Welt zum Spott.
So hörte nun der Lebenslauf
und das Geschlecht der Krippe auf.

Ein einzig Wort, ihr jungen Herrn!
ich sags, ihr hörts vielleicht nicht gern,
doch ist es wahr, so wahr, als heut die Sonne scheint,
und redlich ists und gut gemeynt.
Ein Mensch der keine Tugend hat,
der ist ein Unding in dem Staat:
er ist nicht mehr als nur ein Thier,
und ist er auch ein Cavalier.
Die Welt will edle Gaben,
ein gutes Herz und Tugend haben,
durch Fleiß erwirbt man sichs mit Müh,
und keine Ahnen geben sie.

Der Liebesritter.

Der Wind, der fieng im Ozean
erbärmlich an zu heulen,
und Wegen thürmten himmelan
gleich hohen Wassersäulen.

Der Bootsknecht zog die Segel ein
und die Matrosen schelten
und fluchen in das Schiff hinein,
als wollt's das Leben gelten.

So,

So, wie die Buben ungefähr
mit Oebstlerballen spielen,
so warf Neptun das Schiff umher,
um seinen Muth zu kühlen.

Bald warf er selbes himmelan
bis zu Junonens Bette,
bald senkt er es, so tief er kann
zu Plutons Kabinette.

Es heulte auf Neptuns Geheiß,
zum Untergang verschworen,
Herrn Aeols loses Windgeschmeis
erbärmlich in die Ohren.

Es war des Sausens gar kein End,
kein End von Furcht und Wimmern,
und endlich gieng beym Sapperment,
das ganze Schiff zu Trümmern.

Nur schwamm der Ritter Pétenair
bey dieser Wasserreise
mit seinem Knecht am Ufer her,
naß, wie die armen Mäuse.

Mit Frau Fortunen mißvergnügt,
saß Pétenair am Strande,
und dachte, wie sichs manchmal fügt,
betrübt aufs trockne Lande.

Sein Kammerdiener Mardigras,
ein Mann wie Stahl und Eisen,
der sprach, Monsieur! was thun wir da?
wir wollen weiter reisen.

Monsieur, sagt' er, par mon honneur
nach Teutschland woll'n wir gehen;
dort soll es ja — sans avoir peur
mit uns bald besser stehen.

Un

Un étranger bey meiner Seel.
ist bey den schönen Frauen
stets gut willkommen, et en elles
hab alles mein Vertrauen.

Der Ritter von papier maché
kam also angeritten
zwey Ellen hoch war sein Toupé
und vorn sein Haar geschnitten.

Wie eine Blutwurst war sein Zopf,
wie Blumenkohl die Locken;
am Leib war ausser seinem Kopf
sonst gar kein guter Brocken.

Sein Kammerdiener hintendrein
mit zwoen Estaffeten
die spornten so ins Pferd hinein
als wollten sie es tödten.

Der Peitsche wiederhollter Knall,
das Klatschen ihrer Zungen,
versammelte nun überall,
die Alten und die Jungen.

Der Jungfer und die Mademoiselle,
das Fräulein und die Tante,
ihr Hündchen, Lillas, Pimpernelle,
und Möpschen und Charmante;

Und alles, was nur Füsse hat,
in Hosen und in Röcken,
das lief nun in der ganzen Stadt
zu allen Fensterstöcken.

En Fichû, à la Pompadour,
en Malbrouk, und in Hauben,
und mit zerrissener Frisur,
en Flügel weisser Tauben.

Und was man noch am meisten sah
an Damen und an Zofen,
war von der Farb Dauphin caca,
die allerschönsten Stoffen.

Der Ritter zog mit eigner Hand
aus seiner Reitertasche
von allerbesten eau de la vande
schier eine ganze Flasche.

Er goß davon mit einem Glas,
und zwar im galloppiren
sein ganzes Hemd und Kleider naß,
der Spaß war zum krepiren.

Denn fieng er noch im vollen Lauf
nach Mädchen an zu schielen,
und guckte im Galopp hinauf
mit grossen Augenbrillen.

Endlich kam unser seltne Mann
in schönster Galloppade
im Gasthof bey dem Schwane an
voll Puder und Pomade.

Sogleich verstreut' sich das Gericht,
so viel ich hab vernommen:
ein Mann, der gut französisch spricht,
der sey hier angekommen.

Er kommt aus einem fremden Land,
und noch dazu geritten;
hat eine schöne weisse Hand
und andere Meriten.

Nun war kein Mädchen wirklich da,
die er nicht gleich entzückte,
und die es nicht mit Wonne sah,
wenn er sich vor ihr bückte.

Gewiß!

Gewiß! es ist ein schön Gesicht,
hieß es, um den Franzosen,
wie er, so weiß ein Teutscher nicht
den Mädchen liebzukosen.

Als wie ein Vogel springt er ja
die Gassen auf und nieder;
bald ist er dort, bald ist er da,
und trillert schöne Lieder.

Wie artig ist nicht seine Stimm,
wie artig seine Miene;
ein Teutscher ist ja gegen ihm
nur eine Holzmaschine.

Die ganze Stadt, die war nun voll
von seinen seltnen Gaben,
der Kopf war jedem Mädchen toll,
und jede wollt' ihn haben.

Und nun entstund die jalousie
und Eifersucht und Schmählen,
und nun gabs in der Compagnie
stets etwas zu erzählen.

Du kennst ja wohl, fieng jene an,
die schöne Banonesse,
der Fremde (was sagt wohl ihr Mann?)
der nahm sie zur Mätresse.

Ich würde nicht bey meiner Ehr
von ihm Visite nehmen,
wenn ich die Frau Baroninn wär,
so würde ich mich schämen.

Des andern Tages in der Früh
kam Pétenair in Garten
und er fand dort nicht viele Müh
der Gräfinn aufzuwarten.

Und

Und schalt sie den vergangnen Tag
gleich auf die Baronesse,
so war sie doch von gleichem Schlag
in puncto der Foiblesse.

Der alte Graf, der war ein Herr,
von dem wir lernen sollen;
Er kam zu seiner Frau nie mehr
bis sie ihn selbst ließ hollen.

Das heißet man bey uns galant,
nach unsern Modezeiten
wers anders macht, ist ein Pedant,
und taugt nicht zu den Leuten.

Hat sich ein Weib den Kopf verbrennt,
und wills der Mann nicht leiden,
daß man ihn einen Hahnrey nennt,
so läßt dies unbescheiden.

Ja wirklich mit dem Spizebart
und mit den langen Hauben
verfiel die alte Lebensart
und Unschuld, Treu und Glauben.

Nur herrscht noch bey dem Bürgerstand
und manchmal in der Hütte
beym Bauernvolke auf dem Land
die Redlichkeit und Sitte.

Dieß wußte nun der Junker nicht,
und glaubte jede Baase
und jedes Mädchens schön Gesicht
sey was für seine Nase.

Schon auf der Falle lag der Speck
für diesen jungen Lecker;
im Blumengäßchen an dem Eck,
da wohnt' ein Apothecker.

Vor Kurzem nahm er sich ein Weib,
schön war sie wie Helene;
der Junker sah zum Zeitvertreib
auch diese junge Schöne.

Es schmeichelten dem Weibchen sehr
die hübschen Complimenten,
und alles, was ihr Pétenair
ließ gut und schönes senden.

Ist votre mari nicht jaloux
und hat er Art zu leben,
so können Sie mir Rendez-vous
ganz ohne Anstand geben.

So sprach der Pétenair, und sie,
die Frau ließ sich verführen
und gab dem losen Chevalier
die Stund zum karessiren:

Allein der Mann, der war ein Gauch,
dem es an Witz nicht fehlte,
er schmeichelte dem Weibchen auch,
bis sie ihm all's erzählte.

Du bist mein, fieng er an, und ich
lieb dich aus ganzem Herzen;
die Herrn, die sind so adelich
und wollen mit uns scherzen.

Glaub mir, ein solcher Tropf soll nie
ein ehrlich Weib verführen
Ich will ihm die Galanterie
ein wenig expliziren.

Er fieng nun auf der hölzern Bank
was an zu präpariren,
und richtet einen Kräutertrank
und kühlende Clistiren.

Nun

Nun kam der arme Ritter an
zum Weibchen hingegangen,
und wurde selbsten von dem Mann
aufs höflichste empfangen.

Mein Weib hat mir es schon erzählt,
ich will Sie auch kuriren;
der status morbi, wo es fehlt,
der hebt sich durchs Clistiren.

Verlieren Sie nur nicht den Muth,
Sie müssen sich bequemen,
(denn allzuhitzig ist Ihr Blut) —
den Kräutertrank zu nehmen.

Der Ritter sah erbärmlich drein,
und wußte nichts zu sagen;
man goß ihm das Decoctum ein
für den verdorbnen Magen

Und weiters wurd ihm nach dem Trank
aus einer grossen Flaschen
gebunden auf der langen Bank
das Eingeweid gewaschen.

Der Mann sprach, meine Medizin;
die ist nun gut im Leibe;
nun ziehen Sie in Frieden hin,
und lassen Sie mein Weibe:

und kommen Sie mir nochmal her,
mein Weib zu molestiren,
so laß ich Sie noch dreymal mehr
als heut geschah, clistiren.

Dann gieng der arme Chevalier
gesund und stark und heiter
nach diesem guten Recipe
aus Teutschland wieder weiter.

Morgenlied.

O wie freudig ist der Morgen,
wenn die Sonne sich erhöht,
und die Seele, frey von Sorgen,
zu dem Gott der Schöpfung fleht!

Wenn in jener sanften Stunde,
wo es auf den Bergen tagt,
meine Seele ihre Wunde
ihm, dem Gott der Liebe klagt;

Wen sie sich nach Labung sehnet,
und voll reiner Zuversicht
zu ihm, der die Herzen kennet,
von Gefühl der Liebe spricht.

Freude füllet mein Gemüthe,
alles, was auf Erden lebt;
sieht den Abdruck seiner Güte
in der Schöpfung eingewebt.

Bey dem Würmchen, das im Staube
sich zu meinen Füssen krümmt,
fühlt mein Herz durch reinen Glaube
sich zur Gotteslieb gestimmt.

In dem Silber der Narcissen,
 in der Rosen Morgenroth,
in den Quellen, die dort fließen
 seh ich lebend meinen Gott.

Selbst in meinem ganzen Wesen
 fühl' ich seine Gütigkeit:
in mir selber kann ich lesen
 den Beruf zur Seligkeit.

Voll von jener sanften Freude
 strömet hoffnungsvoll mein Blut,
und ich denke, wenn ich leide,
 jenseits geht es wieder gut.

Wenn die Menschen mich auch plagen
 und verfolgen ohne Schuld,
will ichs' Gott, dem Treuen, klagen,
 und der giebt mir denn Geduld.

Wollen Feinde mich auch tödten,
 röthet ihren Dolch mein Blut:
will ich sterben, für sie bethen,
 denn auch du, mein Gott! bist gut.

Meine Hofnung will ich bauen
 Vater! nur allein auf dich,
und auf dich allein vertrauen,
 denn du hilfst mir sicherlich.

Wahrheit bist du, Gott! und Liebe,
 ich dein Kind, und du mein Gott!

Keine

Keine Stunde sey mir trübe
und kein Leiden und kein Tod.

Es verschwindet hier die Sonne
wie des Menschen Lebenslauf,
und geht mit verjüngter Wonne
jenseits dieser Erde auf.

Nahe sind wir an der Quelle,
nahe sind wir an dem Licht,
wenn unsterblich unsre Seele
durch des Körpers Hülle bricht.

Denn fällt durch die Kunst der Kleister
aufgelegte Tugend ab,
denn dort in der Welt der Geister
steigt die Wahrheit aus dem Grab.

Der Bürger und der Soldat.

Aus dem Krankenhaus entlassen
schlich ein armer Füselier
kränklicht durch die langen Strassen
zu dem Bräuer um ein Bier.

Er greift in die leere Tasche
und fand weiter nicht viel Geld:
es trägt — glaubt er — eine Flasche,
als er es beyläufig zählt.

Er saß auf dem Ofenschemmel,
 und so gut seit einem Jahr
war ihm nicht die beste Semel,
 als ihm schwarzes Brod nun war.

War sein Brod gleich schwarz und trocken,
 war es ihm doch gutes Brod;
und er dankte jeden Brocken
 in der Stille seinem Gott.

Herr! sprach er denn zu dem Bräuer
 seht mich nicht unwillig an:
all mein Reichthum ist ein Dreyer;
 ich hab heut zuviel gethan.

Seyd so gütig, nur bis morgen,
 denn ich hab mich überzählt,
meine kleine Schuld zu borgen;
 morgen bring' ich euch das Geld.

Morgen, eh die Lerchen singen,
 stell' ich mich hier wieder ein,
euch den Ueberrest zu bringen,
 sonst will ich nicht ehrlich seyn.

Morgen kommt zu mir zum essen,
 fieng der gute Bräuer an;
und er suchte unterdessen
 etwas Münze für den Mann.

Ihr sollt mich nur besser kennen,
 so ein kleines Bagatell

werd'

werd' ich euch ja nicht mißgönnen,
 wahrlich nicht, bey meiner Seel!

Soviel kann ich ja noch geben,
 daß ein Mann zu essen hat;
und werth war mir wie mein Leben
 stets ein redlicher Soldat.

Esset nur, so lang's euch schmecket,
 und kommt täglich nur zu mir:
für euch ist mein Tisch gedecket,
 und für euch ist auch mein Bier.

Denn ließ er die Suppe richten,
 eine ganze Schüssel voll.
Bey Erfüllung seiner Pflichten
 schmeckt das Essen doppelt wohl.

Besser als am Hof im Saale
 muß das Essen bey euch seyn:
ich lad' mich zu eurem Mahle,
 guter Bräuer! nächstens ein.

Elmire.

Elmire.

Umrungen von kleinen Gebüschen stund in einem blühenden Thale Elmirens Wohnung. Kein Pallast, das Werk der Eitelkeit und der Pracht verbarg da sein stolzes Haupt unter den Wolken. Kleine, niedrige Hütten, die Wohnungen der Armuth und der Redlichkeit waren die Zierde dieser Gegend. Ruhig konnte man hier unter Rosengebüschen schlummern, ungestört vom Gerassel der Karossen. Man hörte hier kein Getümmel leidenschaftlicher Menschen; harmonisch ertönte die Schalmey des Schäfers an den ruhigen Ufern, und das Geblöcke der Lämmer auf der Waide. Kein bleiches Gespenst, erzeugt im Schoose der Weichlichkeit schlich hier durch die Fluren. Die Mädchen waren schön und liebreich wie die Blumen, die ringsumher blühten. Die Sonne hob sich aus dem Schoose des Oceans, und vergüldete diese glückliche Gegend, und die Mädchen stunden am Ufer, und putzten sich vor dem Spiegel der Natur, vor der rauschenden Quelle. Zum Nachttisch diente ihnen die blumigte Wiese, und sie fanden den Ersatz von Pomaden und Essenzen in dem Balsamduft, und im Aroma der Kräuter. Ungekünstelt und leicht war ihr

Putz;

Putz; nachlässig flatterten die Haare, und geheimnißvoll deckte ein Rosenstrauch ihren Busen.

Unter diesen ländlichen Mädchen zeichnete sich Elmire durch ihre Schönheit aus. Ihr Wuchs war schön, und ihre Haare glichen an Farbe dem schwarzen Agat; ihre Augen waren schmachtend, und ihre Lippen lächelten Unschuld und Wonne. Elmire kannte die Liebe noch nicht; sie war vierzehn Frühlinge alt. Sie schlummerte jeden Abend ruhig, und ihre Träume waren Träume der Unschuld. Sie glaubte mit ihren Lämmern zu spielen, oder Blumen zu pflücken, und am Morgen öffnete der junge Tag ihre Augen zum Vergnügen.

Eines Tages waidete sie ihre Schaafe; der Himmel wurd trübe, und die Sonne verbarg ihren Antlitz unter den Wolken. Elmire war ruhig, und band Kränze von Blumen.

Das Gewitter wurde stärker; Blitze leuchteten fürchterlich am Himmel, und nun floh das Mädchen in den nahen Tannenwald. Dort waren nun Aderbel und Dubler, zween Jünglinge, die das Band der engsten Freundschaft verknüpfte. Sie lagen ausgestreckt im Gebüsche, ermüdet von der Jagd. Ein grosser Tannenbaum breitete seine Aeste über sie aus, und schützte sie vor dem Ungemach des heftigen Regens. Sie sahen Elmiren, und gleiches Gefühl wurd' in ihrem Herzen rege.

Lange

Lange sprachen sie da mit dem unschuldigen Mädchen, und unterhielten sich; denn Natur lag in ihr, und ungekünstelt waren ihre Worte. Sie begleiteten das Mädchen bis an das Haus ihres Vaters, und versprachen ihr, sie oft zu besuchen. Sie kamen auch oft, recht oft, und entdeckten Elmirens Vater ihre Absicht. Sie war rein; Dubler wollte Elmiren zur Gattin. Aber nun war Aderbel verzweiflend; er entdeckte seinem Freunde die Heftigkeit seiner Liebe. Dubler heftete seinen Blick zu Boden, und Blässe überdeckte seine Wangen. Unglücklicher Freund! fieng er an, und umarmte den redlichen Aderbel; die Heftigkeit meiner Liebe gegen Elmiren grenzt an die deine; ohne Elmiren kann Dubler nicht leben, und doch will Dubler eher sterben, als die Geliebte seinem Freunde Aderbel rauben. Edler Freund! sagte Aderbel, ich denke wie du; ich liebe Elmiren, aber ich will sie fliehen, unglücklich seyn, und dir den Besitz dessen überlassen, was du liebst. Als sie so sprachen kam Elmirens Vater, der die Jünglinge von Herzen liebte. Freunde! sagte er, läßt Elmiren entscheiden; sie soll die Gattin dessen seyn, den sie dem andern vorzieht. Dubler und Aderbel willigten in den Vorschlag ein; man rief Elmiren: sie kam, aber sie entschied nicht. Aderbel und Dubler sind Freunde, sagte sie, und jeder hat gleiche Ansprüche auf mein Herz, ich liebe beyde, und werde mich

nie für einen erklären. Vater! sagte sie, seht sie als eure Kinder an, und ich will sie als meine Brüder ansehen, und wir wollen so im Schoose der Unschuld und der Wonne leben. Aderbel sah sich nun als den Störer von Dublers Glücke an, und Dubler glaubte die Ursache von Aderbels Unglück zu seyn. Die Pflichten der Freundschaft, sagte Aderbel, fodern es, daß ich der Liebe entsage, und so sagte auch Dubler, und jeder nahm sich vor, Elmiren zu fliehen. Fest war der Entschluß in ihrem Herzen. Da sassen sie noch an einem Abend Hand an Hand unter einer Linde, sprachen von Freundschaft und Liebe, von Trennung und Tod. Elmire schlang ihre Arme um beyde Freunde, und ihr alter Vater saß bey ihnen, und erzählte ihnen von der Herrlichkeit der Natur. Da zog sich ein Gewitter am Himmel auf; alles flüchtete sich, nur sie sassen noch unter der Linde, und bey dem Ausdruck der Liebe hörten sie das Stürmen der Winde nicht, noch das Gerassel des Donners; ihre Seele bethete in Wonnegefühl den Ewigen an. Elmire stützte ihr Haupt an die Brust ihres Vaters; einen Arm streckte sie um Dubler aus, die andere Hand nach Aderbel. Aderbel hatte sein Aug zum Himmel geheftet, und Elmirens Hand drückte er an sein Herz. Dubler lag mit seiner Stirne auf Elmirens Rechten, und der alte Vater hatte sein Antlitz zum Himmel gewandt. So fand man die Lie-

benden. Ein Blitzstral, der die Linde splitterte, tödtete sie. Die ganze Gegend bedauerte die Redlichen; man baute ihnen ein herrliches Grabmahl, und setzte ihnen eine Innschrift.

Die Bethschwester.

Aus einer Kirche zu der andern
pflegt Frau Therese stets zu wandern,
schwarz wie die Nacht ist ihr Gewand
und in der langen magern Hand
da hängt — gewiß, es wird nicht fehlen
ein Rosenkranz von sechzehn Ellen.

Früh, wenn der Franziskaner läutet,
ist sie schon zum Gebeth bereitet
und tönt die Glock St. Augustin,
so läuft sie auch zu diesen hin;
stets, wo die meisten Menschen laufen,
ist auch Therese bey dem Haufen.

Sie treppelt schier durch alle Strassen
und macht verschiedene Grimmassen,

und

und bleibt an jeder Ecke stehn
gemahlte Bilder anzusehn,
und bückt sich tief, und klopft voll Schmerze
erbärmlich sich auf Brust und Herze.

❀

Sie plappert immer in der Stille
und surrt wie eine Wassermühle,
die Plapperey nennt sie Gebeth,
die auch kein Engel nicht versteht:
ich werde mich gewiß nicht irren,
zur Zeit muß sie die Lippen rühren.

❀

In ihrem Bethbuch in der Menge
giebts Bilder nach der Breit' und Länge
und Wettersegen abgedruckt,
und kleine Zetteln, die man schluckt,
und ehe sie wird die Andacht schliessen,
so muß sie jedes Bildniß küssen.

❀

Bey alle dem ist Frau Therese
als wie ein Satan schlimm und böse
und richtet in und ausser Haus
die Menschen ganz erbärmlich aus.
Kein Mensch ist wie sie unbescheiden
und gleichet ihr im Ehrabschneiden.

Die

Sie schmäht stets auf die bösen Zeiten,
und weiß doch alle Neuigkeiten.
Es giebt ja keine Tugend mehr,
spricht sie, und putzt die Leute her,
daß, wer ihr je in Mund gekommen,
der ist erbärmlich hergenommen.

Mein Gott spricht sie, und dreht die Augen,
des Nachbars Sohn will gar nichts taugen;
doch itzt fängt schon die Messe an,
wißt ihr wohl, was er kurz gethan?
man sagt; ich sags euch unverhohlen;
er hat den Vater gar bestohlen.

Doch still! itzt, Liebe! muß ich bethen:
noch eins! Frau! seht ihr dort die Ketten,
die dort die junge Lise trägt?
sie weiß ja schon, wie viel es schlägt:
und diesen weissen Modekragen. —
ich wollt ihr, Frau! noch vieles sagen.

Doch es ist besser still zu schweigen.
Mit Fingern wollt' ich auf sie zeigen.

Still!

Still! still! ihr Vater ist ein schlechter Christ,
der nie in der Legende list,
darum läßt er so die Mädchen laufen,
wenn er nur kann im Wirthshaus saufen.

❋

Ich hab mir alles aufgeschrieben:
wo bin ich im Gebeth geblieben?
Nun bin ich wirklich ganz zerstört:
doch, Frau! sie hats ja selbst gehört,
und sahs vielleicht mit eignen Augen,
daß Martins Töchter gar nichts taugen.

❋

Verzeih mir Gott zu guter Stunde!
(Hier küßt sie mit verzertem Munde
ein heilig Bild in ihrem Buch.)
Gewiß trift sie noch Gottes Fluch,
so fuhr sie fort, die schlimmen Leute;
sie werden all' des Teufels Beute.

❋

Behüt mich Gott von diesem Bösen!
ich laß mir die Legende lesen
und höre fleißig Gottes Wort,
und bethe früh und spät noch fort,
und bin ich gleich in hohem Alter,
so beth' ich täglich meinen Psalter.

Nun fleht ein Bettler um Erbarmen,
und Frau Therese fährt den Armen
mit rauhen Worten schrecklich an:
Fort! fort, du unverschämter Mann!
das wird man ja bey Gott nicht hören,
mich itzt in dem Gebeth zu stören.

Der Arme weint, im Gottes Namen!
spricht er; ihr sollt mich nicht verdammen,
ich bitte euch, durch euren Gott
o helfet mir aus meiner Noth!
Ein Kreuzerstück, das kann mich retten.
Nein! Frau Therese, die muß bethen.

Sie sieht der Armuth Thränen fliessen
der Arme sinkt zu ihren Füssen,
er fleht — er stirbt — sie rettet nicht,
sie bethet, sie vergißt die Pflicht —
die heiligste — den Menschen retten
und die Gottlose — sie will bethen! — —

Sie bethen nicht, die Gleißnerinnen,
der Satan sitzt in ihren Mienen,

ihr Plapperey ist kein Gebeth,
wenns Herz nicht zu dem Schöpfer fleht.
Unselig ist denn jene Stunde
denn man ehrt Gott nur mit dem Munde.

❧

Mit dem Gebeth läßt sich nicht scherzen:
die wahre Andacht ist im Herzen.
Wer nicht erfüllt des Christen Pflicht,
der Mensch, der bethet wahrhaft nicht.
Denn Bethen heißt: den Geist erheben
um Christo ähnlicher zu leben.

❧

Ihr glaubt, wenn ihr den Nächsten drücket,
euch dann vor den Altären bücket,
ihr werdet durch die Plapperey
denn von dem Last der Sünden frey.
Nein ihr betrügt euch, wahrer Schmerzen
ist Busse, und die ist im Herzen.

❧

Wer beichtet, und wird nicht gerechter,
wer bethet, und wird täglich schlechter,
der Mensch, der kennt nicht seine Pflicht,
den Glaube und auch Christum nicht.
Mit Rosenkränzen in den Händen
sucht er nur Gott und Welt zu blenden.

Wohl-

Wohlthätigkeit und Bruderliebe,
die sind des Glaubens reinste Triebe;
doch Heucheley, Bigotterie,
die kennen diese Triebe nie.
Der Geist zu tödten, auszurotten
ist Geist des Satans, der Bigotten.

Wer fröhlich Gott die Psalmen singet,
dem Nächsten Hilf in Nöthen bringet,
und thätig, so wie Christus liebt,
den Armen und den Kranken giebt,
ist Gottes Kind; wer ihm will gleichen
muß Christo nicht an Liebe weichen.

Das Vergiß mein nicht.

Ein gar ein liebes Mädchen saß
im Wald bey einer Quelle;
ihr Auge war von Thränen naß,
Schmerz war in ihrer Seele.

Sie hatte so ein lieb Gesicht,
das jedermann entzückte;
das Blümchen war Vergiß mein nicht,
das sie an Ufern pflückte.

Da stund das Mädchen traurig da,
und drückte es an Munde:
als ich das gute Mädchen sah,
war mir mein Herz auch wunde.

Ich sah es an, und Schritt auf Schritt
belauschte ich die Schöne;
sie weinte, und ich weinte mit,
und freute mich der Thräne.

Bald sah sie, daß ich Antheil nahm,
sie hob die Augenlieder,
und winkte mir, und als ich kam,
saß ich mich zu ihr nieder,

Sie reichte mir die schöne Hand,
und da sie ihre Blicke
betrübt zum Himmel aufwärts wandt,
so zog sies schnell zurücke.

Wer bist du Freund, so sagte sie,
dem ich die Hände gebe?
Ich schmerzte keinen Menschen nie,
glaub mir, so lang ich lebe.

Ich schwör' es dir, mit Zärtlichkeit
daß ich die Menschen liebte,
und nie aus Bosheit oder Neid
ein Menschenherz betrübte;

Und nun — nun zitt're ich vor dir,
vor jedem, der dir gleichet,
weil meine wunde Seele hier
vor jedem Menschen weichet.

Erzogen war ich auf dem Land,
entfernt von Stolz und Neide;
ein Blumensträuschen und ein Band
war meine ganze Freude.

Ein Jüngling kam, und sagte mir,
daß er mich zärtlich liebe:
ich glaubte — ich gesteh es dir,
und fühlte gleiche Triebe.

Ich ward dem schönen Jüngling gut;
und wollte er mein Leben,
mein Haab, mein Daseyn und mein Blut
so hätt' ichs ihm gegeben.

Als er an meinem Busen lag,
mit mir in Blumen spielte;
so sagte er mir jeden Tag,
wie heftig daß er fühlte.

Ich glaubte ihm: — denn sag mein Freund,
weiß die Natur vom Lügen?
Bey ihr ist alles gut gemeynt;
nicht sie, nur Menschen trügen.

Wie selig, denk' ich manchmal nach,
wie selig war die Stunde!
noch hör ich seine holde Sprach,
und hang an seinem Munde.

Ich lieb' dich, Rösgen! so sprach er,
und du bist ganz die meine;
und er verließ mich — o wie schwer!
verzeih mir, wenn ich weine.

Ich lebe, und ich glaub' es kaum,
ich fühle Quaal im Herzen;
mein Daseyn ist ein schwerer Traum,
mein Leben ist nur Schmerzen.

Die Eltern sind schon längsten todt,
und wenn ich Schmerzen klage,
so hab ich niemand ausser Gott,
dem ich mein Leiden sage.

Dies Blůmchen, dies Vergißmein nicht
sagt mir, daß er mich liebe;
so dåucht es, daß dies Blůmchen spricht,
wenn ich mich so betrůbe.

Sieh nur, mein Freund! wie sanft, wie schön,
wie hold sind ihre Blåtter!
Es spricht: er eilt dir beyzustehn,
Gott ist der Unschuld Retter.

Nicht wahr, ja! es verkůndigts mir,
sieh nur dies holde Wesen,
dies sanfte Blau, dies Gelbe hier,
wie deutlich kann ichs lesen.

Sieh dieses Blůmchens Sittsamkeit,
es wåchst nicht an Pallåsten;
man pflůckt es in der Einsamkeit,
nicht zu der Pracht der Festen.

Hier wo oft in Melancholey
versenkt die guten Leben;
hier blůht es unbemerkt und frey,
dem Herzen Trost zu geben.

Hör!

Hör! wie dies Blümchen zu mir spricht,
was kann mich mehr entzücken?
Der Schöpfer, der vergißt mich nicht,
soll alle Welt mich drücken.

Hier nimm! sprach sie, und Fried' und Ruh
sey mit der Menschheit wieder;
denn schloß sie ihre Augen zu
und öffnet sie nicht wieder.

Noch fühle ich, was ich empfand,
so oft ich an sie denke;
ich nahm dies Sträuschen, das sie band,
zu einem Sterbgeschenke.

Der betrogne Kaper.

Hört, liebe Leute! hört! ich will euch was erzählen,
horcht zu, und höret die Geschicht.
Es wird vielleicht nicht vieles fehlen,
ihr haltet sie für ein Gedicht;
doch keine Fabel ist sie nicht.
Wahr ists, ja wahr; doch welche Frage
wer zweifelt denn? den Vater kennt ihr ja,
der wars, im Winter langen Tage
erzählt' er mirs, daß ers mit Augen sah.

Horcht

Horcht nur; in einer grossen, grossen Stadt,
die viele Thürm und viele Häuser hat,
und weite, grosse, lange Brücken;
wo's Herren giebt, mit Kahlköpf und Perücken,
und Frauenzimmer mit Frisuren,
so hoch, als wie die Thürme sind.
Mit Pendeloquen an den Uhren;
wo manche Stutzer, schon halb blind
mit eignen Augen kaum mehr sehen,
und stets mit Augengläser gehen,
just da — ich weiß nicht, war's in Indien,
in Frankreich oder Spanien,
vielleicht war es wohl gar in Schwaben,
wo die Geschicht sich soll ereignet haben.
Nun da, da war ein junger Herr,
er war an Witz und an Verstand nicht leer,
denn konnt' es ihm an Weisheit fehlen,
nachdem die Großpapas schon 20 Ahnen zählen.
Der Junker, der stund wahrhaft da
wie weiland sein Herr Großpapa,
er war, wie er, in jedem Falle
Ingenium universale.
Man weiß ja, wenn die Reichen sterben,
daß ihre Kinder auch die Weisheit erben,
und wenn mir einer widerspricht,
so sag ich ihm gleich ins Gesicht,
mein Herr! das Ding versteht er nicht.
Weiß er, die meisten jungen Herrn
und Junker lernen gar nicht gern

und schwingen sich doch in die Höh,
drum liegt es schon in sanguine.
In saugine, probatum est,
liegt aller Weisheit Ueberrest,
und pflegt von einem Kopf zum andern
ab intestato mitzuwandern.
So wars auch da; der junge Herr Baron
trug einen grossen Kopf schon von Natur davon,
und wenn ich des Verstands Grösse
nur halb nach dem Verhältniß messe,
so folgt schon die conclusio
der Kopf ist groß; ergo die ratio.
Nach einem Gläschen guten Wein
fiels unserm jungen Herrchen ein,
in fremde Länder fortzureisen.
Den Einfall wird ein jeder preisen,
denn sagt: was kann wohl besser seyn?
Fort nach Paris. Schon sind wir da,
und schreiben schnell der Frau Mama:
die Stadt ist schön; wir kaufen Kleider,
und sehen Mädchen, Kaufleut, Schneider,
und kommen denn, o welches Glücke
fürs Vaterland! halb krank zurücke.
Nun schnell fort nach Italien,
die Sängerinnen dort zu sehn;
und schon mit Frankreichs Schuh und Solen
besteigen wir nun die Gondolen,
und nun sind wir auch wieder da
vom Golfo di Venezia.

Der junge Herr war in der Weite,
er reiste nach der Läng' und Breite,
und kommt als wie ein Indian,
so wie er fortgieng, wieder an.
Die Schwarzen soll er doch auch sehn,
nun ja! man reist nach Indien;
und wirklich ja, schon kommen Briefe,
der junge Herr sitzt schon im Schiffe:
Mein Gott! wie ist er itzt entkommen,
wie übel hat mans nicht genommen,
der einz'ge Erb, der einz'ge Herr,
so hieß's, der geht itzt gar aufs Meer.
Nun wohl! in Gottes heil'gen Namen!
Weil Herr Baron im Meer so schwammen,
da kamen nach der Läng' und Queer,
sehr schlimme, schlimme Kaper her,
und alles ward im Schiff gefangen,
gemetzelt oder aufgehangen.
Ja keine Seele kam hier los,
der Kapper fährt nach Barbados,
der Junker liegt nun auch in Ketten,
und sucht vergebens sich zu retten.
Gebunden fest an einen Keil
both ihn der Kaper jedem feil.
Allein kein Käufer fand sich nicht,
ein jeder sah ihm ins Gesicht,
denn als sie Kunst von ihm begehrten,
und nichts als Dummheit von ihm hörten,
so schlich ein jeder sich davon,

und

und sprach: ein Narr kauf den Baron.
Der Kaper war nicht zu verdenken:
er wollte endlich ihn verschenken,
ich bring ihn sonst ja gar nicht an,
so sprach er: doch der liebe Mann
betrog sich; auch selbst zum verschenken
war nicht einmal daran zu denken.
Zum Himmel hob er seine Hand.
Gott, rief er, welch ein fressend Pfand!
was thu ich nun mit diesem Gauchen,
zu gar nichts ist er ja zu brauchen,
die Kösten sind für mich zu groß,
ich laß den Narren lieber los.
Er will ihn selbst zurücke senden,
und bath ihn mit gefaltnen Händen
nur fortzugehn; er will kein Geld.
Nun kommt fürs Vaterland zum Glücke
der junge Herr ins Land zurücke,
und zwar gar aus der neuen Welt.
Die Sklaven, will man sicher sagen
pflegt itzt der Kaper stets zu fragen,
ob kein Baron bey ihnen sey:
und kann er nur im g'ringsten zweifeln
schickt er den Schwarm zu allen Teufeln
und läßt die Kerls wieder frey.
Er jagt mit seinem Schiff davon
aus Furcht, es käme ein Baron,

Die Fabel trift den Edlen nicht,
für euch, ihr Jungen! ists gericht,
die ihr nur stolz auf eure Titel,
auf Reichthum pochet und auf Mittel,
da euch der Kluge in der Welt,
für weiter nichts als nur für Thoren hält.

Die alten und die neuen Zeiten.

Verzeiht, wenn ich nach meiner Art
von alten Zeiten singe;
das runde Krös, der lange Bart,
die waren gute Dinge.

Dort war noch Wort, dort galt der Mann,
dort hielt man sein Versprechen,
und hat mir einer Schimpf gethan,
so durft' ich Lanzen brechen.

Auf Ehre hielt man dort sehr scharf,
und wollts ein Bube wagen,
wenn ich mich so erklären darf,
so nahm man ihn beym Kragen.

Dort galt noch Tapferkeit und Muth
und war ein Spaß zu bitter,
so giengs auf Leben und auf Blut,
so schlugen sich die Ritter.

Auf Liebe hielt man wie auf Gold,
und so auf Treu und Glauben;
war mir ein gutes Mädchen hold,
so durft' mirs keiner rauben.

Man puderte dort nicht das Haar
den Mädchen zu gefallen;
zu selber Zeit war die Gefahr
und Muth der Werth von allen.

Der Mann, der viel im Krieg erlitt
mit Schweis bedeckten Wangen,
der wie ein Löw in Kämpfen stritt,
der war stets gut empfangen.

Wenn Blut noch von der Stirne rann,
und Schweiß die Wangen deckte,
und fürchterlich der tapfre Mann
im Feld die Feinde streckte:

Da kam sein Mädchen hold und gut
zum Kämpfer hingegangen,
und trocknet mit der Hand das Blut
von seinen wunden Wangen.

Sie lohnte ihn mit einem Kuß,
so feurig wie die Sonne,
und was ein Ritter dulden muß,
war Freude nun und Wonne.

Man gieng mit neuem Muth in Streit,
das Mädchenbild im Herzen,
sahs an, und Muth und Tapferkeit
besiegten Quaal und Schmerzen.

Und kam man denn vom Feld zurück,
war keine Stunde trübe,
der Held genoß sein ganzes Glück
in Zärtlichkeit nnd Liebe.

Hingegen war das Weib ein Weib,
Sie wußt' den Mann zu achten;
sie hatte Geist und nicht nur Leib,
und Augen um zu schmachten.

War mir ein Mädchen zugethan,
so harrt' sie mir mit Treue,
und dort, dort fühlte nie ein Mann
geliebt zu haben Reue.

So war die Zeit der Ritterschaft;
wo ist so eine Dame?
Wo so ein Mann von solcher Kraft?
Uns bleibet nur der Name.

Der Ritter nun als Held im Kampf
der hat längst ausgeritten;
aus Frankreich kam Vapeur und Krampf,
und änderten die Sitten.

Ein Mann muß mit gescheertem Bart
nun für die Dame tretten,
und nach der neuen Lebensart
nicht lieben — nein! anbethen.

Kein Helm deckt mehr sein edles Haupt;
die lächerlichsten Hüte,
ist dieser Ausdruck mir erlaubt,
verändern Herz und Sitte.

Ein Kleid nach Frankreichs Modeton,
das voll von Knöpfen wimmelt,
das trägt der Ehrenmann, und schon
ist er so ganz verstimmelt.

So wie das Kleid, ist auch das Herz
geschmeidig klein geworden.
Erkaufter Spaß, gezwungner Scherz
und Falschheit aller Orten.

Ihr Diener, spricht man, edler Herr!
und ich empfehl mich ihnen,
ich freue mich vom Herzen sehr
kann ich in etwas dienen?

Nun gut! ich nimm den Mann bey Wort,
er soll mir wirklich dienen.
Nun lauft er wie ein Windspiel fort,
und macht verschiedne Mienen.

Was ists! so dienet mir! wohlan
es war ja Complimente,
so spricht er nun; der falsche Man,
nun hat die Hilf ihr Ende.

Ein andrer voll von Höflichkeit
empfiehlt sich mir zu Gnaden;
und er geht hin mit Dreustigkeit,
und sucht mir still zu schaden.

Der Geyer soll euch gnädig seyn!
wollt ihr mich ruhig lassen?
packt doch mit euren Lügen ein,
und euren Hofgrimmassen.

Dies alles nennt man Politik
die Art am Hof zu leben;
um dieses Leben ward das Glück
der Menschheit hingegeben.

Itzt schwäzt man da, wo Thoren sind,
in einem langen Saale;
ist mit den besten Augen blind,
und hungert bey dem Mahle.

Vergöttert, was man still verflucht,
liebt, was man sagt zu hassen;
kein Laster bleibt hier unversucht,
wie kann der Mann sich fassen?

In tausend Masken eingehüllt
sucht schlechtes Interesse,
das nun verschiedne Rollen spielt,
nichts als nur eigne Grösse.

Die Wissenschaften sind ein Tand,
die Tugend Spiel der Thoren;
so haben Fürst und Vaterland
den Redlichen verlohren.

Der teutsche Schutzgeist floh davon
verscheuht durch böse Sitten;
so hat die teutsche Nation
den Umsturz schon erlitten.

Erlitten — ja! was sind wir dann?
Sagt, was wir einstens waren,
und messet nun den heutgen Mann
mit dem vergangner Jahren.

Wie tief sank nicht der Muth herab,
was ist wohl unsre Jugend?
Mit unsern Eltern in dem Grab
liegt Redlichkeit und Tugend.

Seht dort der Alten Ebenbild,
bewundert ihre Züge!
wenn euer Herz nichts edles fühlt,
so sagt mir, daß ich lüge.

Von Männern, die im grauen Bart
in alten Schlößern hangen,
zu diesen geht, um Muth und Art
zu lernen, mein Verlangen.

Ihr teutscher Blick voll Redlichkeit
soll Fürstenlieb mich lehren;
ihr Aug voll edler Tapferkeit
den Weg zu wahren Ehren.

Und seh ich denn mit teutschem Sinn
von jenen alten Mauern
auf euch ihr Puppenmännchen hin,
so will ich euch bedauern.

Hieronymus wird klug.

Eine Erzählung.

Erfahrung macht die Menschen klug. Was sind wir ohne dieser wohlthätigen Lehrmeisterinn? Freylich ist es manchmal zu spät, wenn Erfahrung uns lehrt, was wir längst aus dem Munde des Weisen hätten wissen können, wenn wir aufrichtig seine Lehren befolgt hätten: aber nein! der Mensch glaubt selten, hört die Warnungen des Gutmeinenden nicht; er geht seine eigenen Wege — glücklich, wenn sie ihn nicht ins Verderben führen.

Fichtenhain war in einem kleinen Dorfe in Teutschland gebohren. Arm waren die Eltern, die die kleine Hütte bewohnten, wo er den Tag sah, und es schien, sein Schicksal habe ihn verurtheilt, daß er da auch wieder sterben sollte, wo er zu leben anfieng. Fichtenhain war noch ein Knabe, und schon däuchte ihn der Stand verächtlich, in dem er lebte, und unglücklich fühlte er sich, wenn er das schlechte Kleid besah, das seine

Blösse deckte. Er verließ das Dorf seiner Eltern, eilte einer Stadt zu, und suchte dort Menschenglück, das er bey den Bewohnern niedriger Hütten nicht zu finden glaubte.

Fichtenhain hatte Verstand, und seine Gestalt war einnehmend. Er gefiel einer Dame, die ihn sah, und sie ließ ihn erziehen. Er bildete sich bald aus, und im sechzehnten Jahre seines Alters wurde er auf ihre Empfehlung bey einem Grafen als Haussekretär angestellt.

Die Sache geht gut, sagte sich Fichtenhain, aber alles muß noch besser gehen. Er bewarb sich um ein reiches Mädchen, fand es, und heurathete. Nun war er der Besitzer einiger hundert tausend Gulden, ein Mann von Ansehen, denn er hatte Geld: Grafen und Freyherrn bückten sich vor ihm, und er speißte bey Marquis über Tafel, und Damen luden ihn zum Caffee ein, wenn sie Geld brauchten. Fichtenhain war aber ein reicher Filz, der jede Gelegenheit zu nützen wußte, und er gab nichts aus seinem Beutel, was nicht doppelt wieder zurück kam. Drey Jahre war Fichtenhain verheurathet, als ihm seine Gemahlin einen Sohn zum Geschenke ihrer Liebe gab. Baron Spielbrun, der beste Freund von Fichtenhains Haus ward zur Gevatterschaft gebethen, und Fichtenhains Erbe erhielt nun den Namen Hieronymus.

Als

Als Hieronymus die Welt sah, war sein Vater schon Besitzer verschiedener Rittergüter, und hatte schon ein Adelsdiplom. Fichtenhain war vor Freude ganz ausser sich. Wenn er nun seinen Sohn sah, so däuchte es ihn, er sehe nach Jahrhunderten den Stammenbaum des alten Geschlechts von Fichtenhain. Seine einzige Beschäftigung war itzt die, seine Familie zu erheben. Er wurde von der gefährlichsten Krankheit des Verstandes, von der Adelsucht, befallen. Historiker und Diplomatiker speißten täglich an seiner Tafel, und zu Ehren der Genealogie und Heraldik wurde manche Bouteille Rheinwein geleert. Menschen, die von der Schwachheit der andern Nutzen zu ziehen wissen, sammelten sich bald um den ruhmsüchtigen Fichtenhain, und in kurzem machten ihm die Gelehrten den Kopf so toll, daß er sich wirklich einbildete, seine Familie wäre schon eine der ältesten in der Welt. Alle Familien, die sich mit Fichten, Fachten, Fochten, und Fuchten anfiengen, und mit hain oder hin endeten, wurden durchsucht, und endlich fanden die Genealogen soviel Wahrscheinkeit, daß gar kein Zweifel übrig blieb, daß Fichtenhain schon jemals eins der berühmtesten Geschlechter der Welt müsse gewesen seyn. Freylich kostete es zu weilen äusserste Mühe, dort und da anzubinden: allein die Schwierigkeiten hoben sich doch. Man leitete die Familie aus Irland her, klam-

merte sie an eine andere an, und so weiß ich selbst nicht wie erhielt Fichtenhain ein ganzes Archiv authentischer Urkunden seines uralten Herkommens. Das Ansehen seines Standes erforderte nun auch, seine Familie, die bisher mit einen wenigen Gehalte auf ihrem Dorfe gelebt hatte, nach der Stadt zu ziehen. Fichtenhain that es; allein sein alter Vater weigerte sich lang, und man sagte, daß ihre Unterredung über diesen Punkt sehr hitzig war.

Der alte Fichtenhain.

Du hast mir viel Gutes gethan, mein Sohn! und ich danke dir auch herzlich dafür: aber warum willst du denn, daß ich nun den Wohnsitz unsrer Väter verlassen soll? — Ich bin lieber auf dem Lande; laß mich da ruhig.

Fichtenhain Sohn.

Ich bin nun Graf, und kann daher nicht gedulden, daß ihr ein Bauer seyd.

Vater.

Wie ist nun dies zugegangen? — Du ein Graf! — — Wie bist du zum Grafen geworden?

Sohn.

Hier ist mein Adels Diplom.

Vater.

Ja, wahrhaftig! — Aber sag mir lieber Sohn! wie kannst du denn itzt ein Graf seyn, da ich doch ein leibhafter Bauer bin?

Sohn.

Wir sind schon von uralter adelicher Familie; die Genealogen haben es bewiesen.

Vater.

Die Herrn Genealogen mögen wohl gute Herrn seyn; aber verzeih mir mein Sohn! für dießmal haben sie sich betrogen, denn mein Groß- und Urgroßvater waren Bauern.

Sohn.

Ihr werdets ja nicht besser als die Gelehrten verstehen wollen! —

Vater.

Die Gelehrten werden mir aber doch den natürlichen Menschensinn nicht abdisputiren. Ich weis es gewiß, daß wir seit hundert und noch mehr Jahren her Bauern gewesen, und noch Bauern sind.

Sohn.

Das ist alles falsch: — und wie! ihr könnt so niedrig denken, und etwas behaupten, das meiner Ehre entgegen ist?

Vater.

Deiner Ehre — — o du undankbares Kind! schämst du dich vielleicht deiner redlichen Voreltern, die ihr Brod im Schweiß ihres Angesichts ehrlich verdient haben? — Wenn ich das wüßte, so würde ich dich verabscheuen; nein! unsere Vor-

eltern

eltern waren Bauern, ehrliche Bauern; haben ihren Fürsten redlich gedient, und ich will es laut sagen, wer wir sind.

Sohn.

Ich bitt' euch, Vater! um alles in der Welt, ihr würdet mein Unglück machen.

Vater.

Dein Unglück, wenn ich sage, daß wir ehrliche Leute waren? — Pfui, schäm dich, du stolzer Narr! du! — — Aber sag mir doch einmal, wer sind denn die Herrn, von welchen du abstammen willst?

Sohn.

In den spätesten Zeiten gab es Herrn von Fochtenhain; diese waren — —

Vater.

Fochtenhain und Fichtenhain geht nicht zusammen. — —

Sohn.

In den ältern Zeiten änderte man oft die Buchstaben, und aus dem von Fochtenhain konnten die von Fichtenhain entstanden seyn.

Vater.

Und das läßt du dir so weiß machen? — — Das ist gewiß, daß sie dich aus einem vernünftigen Manne zum Narrn gemacht haben. Laß mich mit diesen Nekereien, ich will der

Welt,

Welt nicht zum Spaß dienen. Ich bin der Bauer Fichtenhain, und will der Bauer Fichtenhain bleiben, und wenn du Ursache hast, dich meiner zu schämen, so hab ich doppelt Ursache, daß ich mich deiner schäme, der du dich so zum Besten haben läßt. Alle diese deine Genologen — oder wie du diese Kerls nennst — sind nicht im Stande, mir einen Mann an die Seite zu stellen, der dem redlichen Bauer Caspar Fichtenhain gleichet, und der bin ich.

Sohn.

Seht nur einmal dieses Diplom.

Vater.

Was hab' ich daraus zu lernen? Wer gab dirs?

Sohn.

Ich erhielt es vom König.

Vater.

Umsonst?

Sohn.

Nein! ich mußte dafür bezahlen.

Vater.

Du Lappe, du! du erkaufst dir einen andern Stand für Geld, da dir die Natur den herrlichsten gab! — Du hast recht; du hast wohl nöthig, dir deine Verdienste mit Brief und Sigel beståttigen zu lassen; aber das braucht dein

Vater, der alte Fichtenhain nicht, denn der hat seine Verdienste im Herzen.

So sprach der alte Fichtenhain, und vergebens war das Bemühen seines Sohnes, ihn nach der Stadt zu bringen; er verlebte seine letzten Lebenstage auf dem Lande, wo er auch bald aus Gram über die Thorheiten seines Sohnes starb. Der junge Fichtenhain erzog nun seinen Sohn Hieronymus; seine Erziehung war aber so, wie meistentheils die Erziehnng der Reichen und Adelichen ist. Hieronymus war fünfzehn Jahre alt, als er seine Eltern verlohr. Nun war er sich selbst überlassen, ohne Freund, ohne Führer. Er überließ sich bald seinen Leidenschaften und in kurzem war aller Reichthum, den sein Vater erwarb, durchgebracht. Mit dem Verlurst seines Geldes flohen auch seine Freunde. Er wieß seinen Adelsbrief auf, aber man lachte seiner, und Hieronymus sah endlich ein, daß Reichthum und Adel den Menschen nicht allzeit glücklich machen. Er verließ die Stadt, gieng auf das Land, und arbeitete dort wie seine Voreltern. Er ward glücklich und erwarb sich durch Fleiß wieder ein schönes Vermögen, und Glückseligkeit und Zufriedenheit, das ihm sein Diplom nicht geben konnte.

Welcher Man hat grössern Werth?
Jener, welcher uns ernährt,

oder

oder der mit seinen Ahnen
von dem Blut der Unterthanen,
von dem Schweiß des Armen zehrt,
welcher Mann hat grössern Werth?

Welcher Mann hat größern Werth?
Jener, welcher uns ernährt,
oder der, der alle Tage
Menschen plaget? — welche Frage!
Jener Mensch, der uns ernährt,
hat ja einen grössern Werth.

Luceta.

Eine Erzählung.

Luceta wurde von ihren Eltern geliebt. Diese guten Leute glaubten alles für die Erziehung ihrer Tochter gethan zu haben. Sie war schön und ihr Aeusserliches sehr einnehmend. Ihr Betragen schien sanft — sanft, wie das Betragen manches Mädchens, das doch nichts weniger als sanft ist. Wenn man ihre Blicke genauer untersuchte, entdeckte man so was Steiffes in selben, und ihre Eingezogenheit konnte den Stolz ihrer Selbstliebe nicht verbergen, welcher den jungen Frauenzimmern so sehr eigen ist.

Meh=

Mehrere vortheilhafte Freyer warben um Luceta, aber sie schlug jeden Antrag aus, und wußte die Werber immer in eine solche Lage zusetzen, daß sie selbst gern wieder abzogen. Ich weiß nicht, sagte ihr einmal ihr Vater, warum du jeden Werber ausschlägst? — Waldner, der deine Hand begehrte, war ein edler Jüngling; er ist reich und begleitet zudem ein schönes Amt. Du kannst keine vernünftige Ursache angeben, warum du seine Hand ausschlugst. Ich glaube, Luceta! du bist stolz, und hoffest dir die Hand eines Prinzen? — Da schwieg Luceta, und ihre Wangen färbten sich wie Scharlach. Cleon war ein junger liebenswürdiger Jüngling, und er kannte Lucetens Herz. Seit langer Zeit studirte er ihren Charakter, und fand, daß ihre Seele eitel und stolz war. Luceta hatte eine Schwester; sie war nicht so schön wie Luceta, aber ihr Herz war edler, sanfter ihre Seele. Cleon zog sie der schönen Luceta vor, heurathete sie, und an Cleons Seite war sie nun das glücklichste Weib. Seit der Zeit, daß Lucetens Schwester verheurathet war, bekam das stolze Mädchen wenig Besuche mehr. Galanen, die ewig lieben und ewig heurathen, ohne je ein Herz zuhaben, und ohne je eine Frau zubekommen, waren manchmal ihre Gesellschafter. Sie schwärmten um sie, wie die Schmetterlinge um die Rose, und verliessen sie bald wieder. Bartner, ein

junger

junger wackerer Mann warb nach einen Raum von einem Jahre um Luceten; er liebte sie wahrhaft; allein Luceta verbitterte ihm die Tage seines Lebens so, daß er aus Verdruß vor der Hochzeit starb. Sie foderte von dem armen Bartner eine arkadische Liebe; schmachten sollte er Tagelang vor ihr, und Stunden durch sollte er seufzen. Bartner liebte das Mädchen, konnte aber diese Probe nicht aushalten, und die Götter erbarmten sich seiner, und entzogen ihn der Welt noch im Novitzjahre der Liebe. Nun wurde Luceta untröstlich; sie sah die traurige Zukunft, die ihr drohte; sie sah vor, daß sie unverheurathet sterben würde. Der Gedanke, eine alte Jungfer zu seyn, war ihr unausstehlich; mit Schelsucht sah sie auf ihre jüngere Schwester zurück, die nun die glücklichsten Tage ihres Lebens verlebte. Sie war unglücklich und fühlte die Strafe des Stolzes und der Eigenliebe.

Annette war ein gutes Kind;
ihr Vater war Verwalter.
Der gute Ehrenmann war blind
und schon in hohem Alter,
und ausser seinem Töchterlein,
so würde er ganz elend seyn.

Er sammelte sich wenig Geld
in seinen jungen Jahren;
ein Mann der was auf Ehre hält,
kann sich nicht viel ersparen;

er hielt auf sein Gewissen sehr,
und keinen Bauern preßte er.

Sein Kleid war nur ein alter Rock,
schon zimlich abgenützet;
in seiner Rechten war ein Stock,
auf dem er schwach sich stützet;
so schleicht er an Annettens Hand
nun als ein Bettler durch das Land.

Sie hielt an manchem grossen Thor,
und flehte für den Armen:
man stelle sich ihr Schicksal vor,
und sie fand kein Erbarmen,
denn in Pallästen, lieber Gott!
kennt man nicht Hunger und nicht Noth.

Das Mädchen theilte lange Zeit
mit dem geliebten Alten
die Armuth und die Dürftigkeit,
und ließ die Vorsicht walten.
Ich thue, sagt' sie, meine Pflicht,
und Gott verläßt die Menschen nicht.

Es fügte sich nach einem Jahr,
da sie schon viel gelitten,
daß sie bey einem edlen Paar
will um Erbarmen bitten.
Gebt, sprach sie, diesem alten Mann,
und seht das Haupt des Greisen an.

Der Mann, den sie um etwas bath,
der weinte eine Thräne,
und als er ihnen gutes that,
umarmte er die Schöne,
die still an seiner Seite gieng,
und ihren Kopf zur Erde hieng.

Sieh liebes Gretchen! fieng er an,
 so lohnen uns die Reichen;
sieh einmal diesen Ehrenmann
 gebeugt von ihren Streichen.
So lohnt man Treue, Fleiß und Müh;
so lang man dienet, geben sie

Wer, liebes Gretchen! ehrlich ist,
 denn Herrn niemal betrüget;
sich keinen Reichthum macht durch List,
 und Gott und Welt belüget,
der, liebes Mädchen! wird dem gleich,
er wird in Ewigkeit nicht reich.

Gott gab uns Reichthum, Haab und Geld,
 und andre viele Sachen.
Die schönste Freude in der Welt
 ist Menschen glücklich machen;
wir nehmen diesen alten Mann
und seine liebe Tochter an.

Nun war der Alte in dem Haus,
 und lebte seine Tage
vergnügt bey guten Menschen aus,
 entfernt von Noth und Plage;
von aller Sorge war er frey,
sein Leben gieng vergnügt vorbey.

Annette auch versorgte Gott,
 weil sie die Eltern liebte,
und redlich nach des Herrn Geboth
 Treu, Pflicht und Tugend übte,
denn thut der Mensch nur seine Pflicht,
gewiß vergißt ihn Gott auch nicht.

Ach! liebe Bürger! glaubt es mir,
ein redliches Gewissen,
ein gutes Herz, das kann uns hier
des Lebens Trübsal süssen,
und jenseits, wo die Liebe thront,
wird jede gute That belohnt.

Der Werth des Bürgermannes.

Wenn ich auf der Strasse geh,
und denn einen Bürger seh,
der mir redlich sagt: Wie gehts?
freut sich meine Seele stets.
Munter langt er in den Sack,
reicht mir eine Pris Taback.
Zu der Freundschaft Unterpfand
schlägt er mir fest in die Hand;
warm, mit einem Händeschlag,
wünscht er mir den guten Tag.
Wenn er, Freund! sagt mit dem Mund,
meint ers so aus Herzensgrund.
Wünscht er mir zu etwas Glück,
seh ichs schon in seinem Blick,
und wenn er mir etwas schenkt,
weiß ich, was die Seele denkt.
Sagt er, ja! so ist es ja!
sagt er, da! so ist es da,

sagt

sagt er, nein! so ist es nein,
sagt, was kann wohl besser seyn?
Seht nur einen solchen Mann
gegen einen Höfling an:
er denkt niemal, was er spricht,
was er schwört, das hält er nicht:
alles ist dort Schmeicheley,
keine Wahrheit, keine Treu.
Dieser, der sich vor uns bückt,
ist oft der, der uns erdrückt.
Mit der Freundschaft wird gespielt,
wenn man dort am wärmsten fühlt.
Worte, süß wie Honig, sagt
der, der unsern Sturz oft wagt.
Alles ist dort Aug und Ohr,
hebt das Glücke dich empor,
lauft dir jeder Laffe nach
und führt denn die Modesprach.
Wenn das Windchen anders bläßt,
Frau Fortuna dich verläßt,
wirst du wieder ganz allein
wie ein armer Kautze seyn.
Wenn du auch wärst noch so gut,
zieht dir niemand mehr den Hut.
Mancher Geck sieht dort den Mann
höhnisch wie ein Bube an.
Da ist immer Carneval,
Masken giebt es ohne Zahl
en Bayout und Domino;

alles

alles geht incognito.
Selbst die Sprache, die man führt,
ist oft lächerlich maskirt,
nnd wer da die Welt nicht kennt,
hat sich oft die Zung verbrennt.
Alle Ehrfurcht, liebe Herrn!
von euch leb' ich lieber fern.
Ich bin gar nicht gern maskirt,
weil das Ding zu sehr genirt.
Bey euch liebe Ehrenleut'
fühl' ich wahre Menschenfreud,
die ihr in die Hand noch schlägt,
und sonst keine Masken trägt.
Lieber sagt mir ins Gesicht:
Kerl, geh! ich mag dich nicht,
oder nehmt mir g'rad mein Brod,
oder aber schlägt mich todt:
alles will ich euch verzeihn,
nur nicht jene Schmeichelein,
die die Mask' der Tugend deckt
unter der der Teufel steckt.

Luise von Zellenbach.

Der Graf von Zellenbach diente dem Könige als Offizier. Nach dreyßigjährig treu geleisteten Diensten verließ er seine Stelle beym Regiment, und brachte die übrigen Tage seines Lebens auf dem Landgute seiner Voreltern zu. Zellenbach kannte die Welt und den Hof; sein Betragen war angenehm und gern lebte jeder in seiner Gesellschaft; er war lustig und aufgeräumt, aber unwandelbar in seinen Entschlüssen, manchmal aufbrausend; doch sein Zorn verlöschte eben sobald, als er schnell in seiner Seele aufloderte. Zellenbach hatte ein einziges Kind. Es war das liebenswürdigste Mädchen, und hieß Luise. Ganz war ihre Gemüthsart dem vortreflichen Charakter ihrer Mutter ähnlich, die Zellenbach nur zu frühe für das Glück seines Lebens verlohr, denn sie starb, als sie Luisen gebahr.

Luise war schön, und es schien, als hätten sich Schönheit und Güte in ihren Zügen vereint, um das herrlichste Werk der Schöpfung aus diesem Kinde zu bilden. Der Liebe selbst war das

Mädchen ähnlich; ihre aufkeimenden Reitze machten sie den Huldgöttinnen gleich, und sie verließ kaum die Jahre der Kindheit, als sie schon die Bewunderung der Welt war. Mit ihren Jahren entwickelte sich ihr edles Herz, das weit jedes Menschenherz an Seelengüte übertraf.

Es ist ein herrliches Geschenke der Gottheit um ein gutes, edles Kind. Es heitert manche finstere Stunde unsers Lebens auf, und seine Liebkosungen trocknen die Thränen der Schwermuth aus dem melancholischen Auge. Zellenbach erfuhr es, denn seine aufkeimende Luise war nun alles für sein Herz; sie wars allein, die ihn über den Verlurst der liebevollesten Gattin trösten konnte; sie allein war alles für ihn; seine ganze Existenz war Luise. Wie freudig war er manchmal, wenn er sie so ansah, wenn ihr holdes Auge dem seinen begegnete, wenn ihre sanfte Blicke Unschuld und Güte sprachen, wenn ihr Herz voll Kindeszärtlichkeit von ihren Rosenlippen in Worte ausströmte, wenn Luise ihre Arme um Zellenbachs Schultern warf, und ihm die beschwerlichen Tage seines annähernden Alters erleichterte!! —

Heiliges Gefühl der Natur! wie viele Freuden legst du nicht in unser Herz! — aber auch wie vieles Leiden quälet den Empfindsamen, wenn er so ein herrliches Geschöpf um sich sieht, und

die

die Gefahren überdenkt, die ihm drohen! — — Zellenbach wünschte sich, das Glück seiner Luise zu machen, und dieser Wunsch ist ja der Wunsch jedes rechtschaffnen Vaters. Zu diesem Ende entschloß sich Zellenbach, daß er seine Tochter nicht eher verheurathen wollte, als bis sie 25 volle Jahre zählen würde. Eher, sagte er, kann ein Mädchen keine vernünftige Wahl eines Mannes trefen, und meine Luise soll nicht unglücklich seyn. Vergebens bemühten sich Freunde seinen Entschluß zu ändern, vergebens warben Jünglinge schon im vierzehnten Jahre um ihre Hand; sein Entschluß war fest und unabänderlich. Zellenbach kannte des Menschen Herz zu wenig, und wußte nicht, daß sich die Liebe weder eine Zeit vorschreiben, noch Grenzen setzen läßt. Luise trat in das achtzehnte Jahr, in das Jahr, wo die Leidenschaften sich in des Mädchen Herzen zu entwickeln anfangen. Sie fühlte etwas, das sie sich nicht erklären konnte; sie fühlte ein Bedürfniß geliebt zu werden, und ihrem Herzen war doch der Name dieses Bedürfnisses noch unbekannt. Luise kam mit ihrem Vater nach der Hauptstadt; bald wurde sie da in allen Gesellschaften von Liebhabern umrungen; allein Luise wußte mit Anstand ihre Würde zu behaupten; sie war fröhlich, ohne sich herabzulassen; bescheiden, ohne sich zu erniedrigen; sie lernte bald die Denkart der Wohllüstlinge kennen, und ver-

achtete sie in ihrem Herzen; nur der Edle, der so wie sie dachte, der allein war der Glückliche, der ihr Herz zum Gefühl der Liebe rege machen, und Gegenliebe von Luisen hoffen konnte.

Die traurigen Tage des langen Winters waren vorüber, und der Frühling lud die Menschen wieder zum Genuß seiner Wonne ein. Man besuchte die öffentlichen Spaziergänge; auch Luise in der Gesellschaft ihres Vaters besuchte sie. Da sah sie den Ritter Valseck, einen jungen Cavalier voll edlen Anstandes und Würde. Der Eindruck, den Valseck auf Luisens Seele machte, war so heftig, daß das gute Kind immer Valsecks Bild vor sich sah, so sehr sie auch wünschte, daß diese Eindrücke in ihrer Seele verlöschen möchten. Luise liebte, ohne noch zu wissen, was Liebe ist. So oft sie den Ritter Valseck sah, färbten sich immer ihre Wangen, ihr Herz pochte, und sie fühlte eine Leidenschaft, der sie vergebens entgegen kämpfte. Viele werden die gute Luise tadeln, daß sie als ein Mädchen, das gut erzogen war, sich so schnell auf den ersten Anblick eines Unbekannten hinreissen ließ; allein wer die Schwachheit der Menschen kennt, der wird das edle Mädchen nicht tadeln. So ist das Menschenherz — stark, und schwach — und

See=

Seelen, die wiederhollten Anfällen Jahre lang unbesiegt trozten, sind oft das Opfer des Augenblicks.

So sehr, als Valseck auf Luisen wirkte, so sehr wirkte Luisens Blick auf Valseck. Es giebt eine Sympathie unter den Herzen, und sie ist den tiefesten Philosophen unerklärbar. Alles, was wir hievon sagen können, ist das: wir sehen die seltnen Erscheinungen, und können die Ursachen nicht erklären. Valseck blieb unbeweglich stehen, als er Luisen das erstemal erblickte. Nie däuchte es ihn, daß er so ein artiges Mädchen sah; bezaubernd war Luisens Blick für ihn. Das Edle in ihrem Wuchse, das Ungezwungene in ihren Mienen, ihr aufrichtiger Blick, ihr unschuldiges Wesen — alles wirkte auf Valsecks Herz, das nun Luisen liebte.

Valseck war der Abkömmling einer alten, ruhmvollen Familie; sie wich nicht in Rücksicht ihrer Würde dem alten Geschlechte von Zellenbach; nur war sie ärmer. Der junge Valseck war Offizier, seine Bildung war edel, und der Jüngling vereinigte alle Eigenschaften des liebenswürdigsten Cavaliers mit den Verdiensten eines jungen rechtschaffenen Soldatens. Schon in der letzten Campagne, die Valseck mitmachte, gab er Proben seiner Tapferkeit. Nach geschlossenem Frie-

den kehrte er nach der Hauptstadt zurück zu seiner Familie, und lernte Luisen kennen. Die Bildung der schönen Luise war ganz in Valsecks Herze abgedrückt; nichts beschäftigte seine Gedanken mehr als dieses liebevolle Mädchen; sein Aug verließ Luisen nie, er beobachtete sie so lang er konnte, und als er sie aus seinen Blicken verlohr, fühlte sein Herz sehr viel trauriges. Nach vieler Nachfrage entdeckte er ihre Wohnung; er sah sie auch öfters auf der Promenade, und es däuchte ihn, er wäre auch Luisen nicht ganz gleichgültig.

Eines Tages sah Valseck einen seiner Freunde, wie er Luisen sprach, und sie mit ihrem Vater bis in ihre Wohnung begleitete. Ungeduldig erwartete der liebende Valseck die Rückkunft seines Freundes, und hörte von ihm zum Vergnügen seines Herzens, das jedem edlen Freyer der Zutritt in Zellenbachs Haus offen stünde, und daß Luise die Tochter dieses würdigen Mannes wäre.

Valseck war nun auch vollkommen von Zellenbachs Absichten unterrichtet, der seine Tochter vor dem fünf und zwanzigsten Jahre nicht verheurathen wollte, und sein Freund versicherte ihn auch, daß die Absicht des Grafen wäre, einen sehr reichen Schwiegersohn aufzusuchen. Diese

Nach=

Nachricht schmerzte den edlen Valseck; allein er verlohr den Muth doch nicht, und kam bey nächster Gelegenheit in Zellenbachs Haus, und besuchte dort den Grafen und das Fräulein. Valseck ward gut aufgenommen, und in kurzem ganz der Freund des alten Zellenbachs. Dieser liebte den Jüngling, und lud ihn zu sich auf sein Landgut ein. Keine Gelegenheit war erwünschter für Valseck als diese, keine angenehmer für Luisen; dort hofften sie, sich das mündlich sagen zu können, was sie sich bisher nur durch Blicke erklärten.

Luise war nun auf dem Lande und Valseck bey ihr. Ein Ungefähr führte sie an einen Frühlingsmorgen im grossen Garten in die Jasminlaube, und da machten sie sich das erste Geständniß ihrer Liebe. Hier überraschte sie ihr Vater, und sie fielen zu seinen Füssen, umfiengen seine Kniee, und flehten um seinen Segen, um seine Einwilligung. Lange weigerte er sich; endlich siegte aber die väterliche Liebe; er legte Valsecks Hand in Luisens ihre, und sah zum Himmel auf und segnete die Liebenden. Wer war nun glücklicher als Valseck? Wer glücklicher als Luise? — Aber wie kurz sind die Tage der Wonne für den Sterblichen! — Valseck wurde zu seinem Regimente gerufen, und neue Unruhen foderten seine Entfernung. Ehr' und Liebe waren nun im Streitte;

jene

jene rief ihn ins Feld; diese in Luisens Arme. Wie erschrecklich war der Zustand, in dem seine Seele kämpfte! — Endlich war er entschlossen. Noch die letzte Pflicht für meinen König, sprach er, Luise! und denn ewig wieder in deine Arme. Er entriß sich seiner theuren Luise, und die Stunde ihrer Trennung war die schrecklichste ihres Lebens.

Binnen Walsecks Abwesenheit unterhielt sich Luise mit seinem Andenken. Sie setzte verschiedene Lieder auf, und spielte sie am Clavier. Hier folget eines.

Die Abwesenheit des Geliebten.

Wie! so seh ich dich nicht mehr, Geliebter du meiner Seele! —
öde um mich her liegt die Natur,
und unharmonisch tönen die Lieder der Nachtigallen,
denn du bist nicht bey mir.
Dieses Auge, aus dem ich Wonne des Lebens trank,
dieses holde Auge, voll Feuer, voll von Seele
blickt nicht auf deine verlassene Luise,
für die du doch alles warst, denn nur an dir
hieng meine von Liebe ganz betrunkne Seele

und

und nährte das Feuer, das sie verzehrte.
Wie — hat sich denn alles wider mich verschworen,
um dich, Valseck meinen Armen zu entreissen?
Kehre zurück — zurück in die Arme der Liebe!
Unglücklicher — und doch geliebter Gegenstand meiner Quaalen,
kehre zurück Luise erwartet dich.
Kömmst du? — Ja du kömmst; es ja deine Luise, die dir ruft.

Freue dich, du holde Quelle,
freue dich du bunte Flur!
Freue dich bedrängte Seele,
freue dich doch selbst Natur!

Der Geliebte kömmt zurücke —
welche sel'gen Augenblicke
warten dir Luise nicht! —
Ja er kömmt! — an seinem Herzen
da vergiß ich Quaal und Schmerzen
wenn er mir von Liebe spricht.
Welche Wonne, welches Glücke!
Ja er kömmt, er kömmt zurücke.

Doch nein! ich seh' ihn nicht — es ist Täuschung Träumerey
er kömmt nicht. Die Trompete des Mordes schallt;
ich höre das Wiehern der Pferde
und das Geklirre der Waffen.

Dort

Dort blinkt sein Schwert im blutigen Kampfe,
im Mittel von verwundeten und erwürgten Menschen.
Meine Seufzer prellen von dem eisernen Harnisch zurück,
begleitet prellen sie zurück
mit einsamen Abscheu und Schrecken
als nur zu gewisse Zeugen meines Unglücks.

Götter! schonet meinen Valseck,
daß kein Unglück ihm begegne,
daß ihn keine Kugel tödte,
und des Feindes Schwert erwürge,
meinen Valseck, schonet Götter!

Ja, ihr schonet ihn, denn sein Schwert
kämpft aus Liebe für seinen König.
Bald kömmt er zurück mit Lorbern umschlungen
als ein Sieger; und Jubelgeschrei
folget ihm nach.

Denn soll er in meinen Armen
jeder Last des Kampfs vergessen,
reine Wonne immer fühlen,
sich denn jeden Morgen freuen,
daß er wieder bey mir ist.
Ja, er kömmt, er kömmt gewiß,
ja, Luise, ja, Luise,
ja er kömmt, er kömmt gewiß.
Kömmt — o Gott! wie schlägt mein Herz
kömmt — o wär er nur schon da! — —

Valseck

Valseck kam vom Kriege zurück, und fand seine Luise so zärtlich, so liebevoll, als zur Zeit, da er sie verließ. Er zeichnete sich vorzüglich aus, und erhielt vom Könige das Versprechen der rühmlichsten Ehrenstelle; allein er dankte für diese Gnade, weil er wußte, daß solche Belohnungen am Hofe nur mit Neidern begleitet sind, und entschloß sich, seine Tage in den Armen seiner Luise zu verleben. Er quittirte, und war nun ganz Gatte und Vater, denn bald lohnte Luise seine Liebe mit dem edelsten Kinde. Die Familie genoß nun die wahren Seligkeiten des Lebens. Der alte Zellenbach starb im hohen Alter, und genoß die sanfteste der Menschenfreuden, eine Tochter zu haben, die gut, wie Luise war. Er sagte oft: ich sehe wohl, daß ein Mädchen glücklich verheurathet wird, wenn es einen guten Mann findet, sie mag den fünf und zwanzig Jahre haben, oder nur achtzehn alt seyn.

Ein Wiegenlied.

Mädchen, freue dich des Daseyns!
Viele Freuden wirst du haben,
viele Wonne wirst du fühlen,
denn die Welt ist herrlich schön.

Wenn

Wenn du morgen früh erwachest,
hörst du gleich die Lerchen singen,
und die Quellen hörst du rauschen,
und die Blumen siehst du blühn.

Abends glänzen tausend Sterne
ober deiner an dem Himmel;
Weste kühlen deine Wangen,
und der Mond bescheint dich sanft.

In den Fluren kannst du spielen,
auf den Wiesen Blumen pflücken,
und in Wäldern dich verstecken,
und dich in Gebüschen freun.

Nachtigallen kannst du fangen;
sie in kleine Bauer stecken,
ihre holde Lieder hören,
ihrer Kehlen Harmonie.

Unter tausend bunten Blumen
kannst du Schmetterlinge haschen,
wo ein jeder tausend Farben
auf den kleinen Flügeln trägt.

Alles ist gemacht zur Freude,
alles ist gemacht zur Wonne,
alles zum Genuß erschaffen
von dem Schöpfer, der uns liebt.

Mäd=

Mädchen! freue dich des Lebens!
Viele Freude wirst du haben,
viele Freude wirst du fühlen,
denn die Welt ist treflich schön.

Mädchen traure, daß du lebest!
Vielen Kummer wirst du haben,
viele Leiden wirst du fühlen,
wenn du einst die Menschen kennst.

Mann wird dich um Schönheit neiden,
um Gelehrtheit dich verfolgen;
selbst gar um die Tugend hassen,
und bist du auch noch so gut.

Man wird dir von Liebe sagen,
und abscheulich dich betrügen;
Treu' dir bey den Göttern schwören,
und dir dennoch treulos seyn.

Junker werden nach dir gucken,
dich durch Schmeichelein bethören,
und dich überdieß verführen,
nnd verlassen, wenn du fehlst.

Mädchen traure, daß du lebest!
Vielen Kummer wirst du haben.
viele Leiden wirst du fühlen,
wenn du einst die Menschen kennst.

Doch verzage nicht und freue
dich des Lebens jeden Tage,
denn der Schöpfer liebt die Menschen,
und die Welt ist herrlich schön.

Suche wahre Menschenfreude
in dir selbst, und nicht in andern;
traue auf der Vorsicht Güte,
und du wirst zufrieden seyn.

Alles ist zur Freud' erschaffen,
alles lebt zum Glück hienieden.
Wird der heut'ge Tag uns trübe,
giebts doch morgen wieder Lust.

Mädchen! freue dich des Lebens!
Schon bist du zum Glück erschaffen:
wanderst du auch harte Strassen,
denk! hier ist die Wanderschaft.

Trost
wider die Furcht des Todes.

Von Bauer Philipp Kopp.

Wenns einmal zum Sterben kömmt,
und ihr mirs nicht übel nehmt,
mache ich als Ehrenmann

mir

mir den Tod so leicht ich kann.
An der Thür der Ewigkeit
sind die Menschen meist zerstreut,
darum mach' ich in der Zeit
mich zum Tode schon bereit:
kömmt der Tod denn wie er will,
lärmend, oder aber still,
denn ists mir bey meiner Treu
wirklich immer einerley.
Sterben muß man ohnedem;
machen wirs uns nur bequem,
so bequem, als nur ein Mann
und ein Christ je sterben kann.
Freund! kömmst du ja in den Fall,
ey! so denke allemal,
was dir immer in der Welt
drückend und beschwerlich fällt.
Wenn der Tod dich darum kränkt,
wenn man an was Liebes denkt,
so empfehl' man selbes Gott,
und erwarte still den Tod.
Philipp Kopp wurd ich genannt:
hab die Nase oft verbrannt,
und sah um mein theures Geld
viele Narren in der Welt.
Darum kömmts zum Sterben je,
geh' ich ohne viele Müh
aus dem grossen Narrenhaus
dieser Welt gar gern hinaus.

Freylich, lieber Kamerad!
kommt der Tod niemal zu spat:
denn sag: wer vom grossen Herrn
bis zum Bettler — wer stirbt gern?
Man weiß ja, an was man klebt;
Leben ist halt stets gelebt.
Mancher bittet noch um Frist,
wenn es nur ein Jährchen ist.
Advokaten, fett und dick,
brachten mich um Haab und Glück;
raubten mir mit kaltem Blut
selbst mein Häuschen und mein Gut.
Denk' ich so an diese Herren —
ah! so sterb' ich herzlich gern.
Dieser letzte Sterbetrost
hat mich leider viel gekost.
Zu was ist der Doktorhut
doch in dieser Welt nicht gut?
Knochenmann! schlag ein! nun, Topp!
Lebt wohl! es stirbt Philipp Kopp.
Doch Freund, im hinübergehn
laß mich keinen Doktor sehn:
nimm itzt auch auf meine Bitt
keinen Rechtsfreund für mich mit;
denn sonst streitet er im Grab
mir noch gar den Himmel ab,
und bringt einen Deservit
noch am jüngsten Tage mit.

Marie Zinetti
und
Laura Spinelli.

Lächelnd wie der Frühling; schön wie eine aufkeimende Blume; wonnevoll wie die Rose im Maienmonde, und doch fürchterlicher als der Sturm im Meer; fälscher als ein Abgrund, der mit Blumen überdeckt ist, und grausamer als je ein Geschöpf seyn kann — ist das Weib. Welcher Widerspruch in der Natur! — schwach und grausam — schön und böse — lächelnd und tödtend — — und doch ists in der Natur. O wärs eine Lüge! — — Marie Zinetti ist der Beweis, was die Leidenschaft über das Herz eines Weibes vermag.

In einer Gegend in Italien lebte Zinetti, die Tochter eines reichen Marchese. Sie war schön und jung. Viele Jünglinge freiten um sie; aber stolz schlug sie jede Hand aus, und lebte lieber frey als gebunden. Ihr Vergnügen war besiegen, und das Besiegte verlassen. Sie hatte ihre Plane, ihre Absichten. Ihre größte Freude

war's eine Menge Liebhaber zu zählen, sie schmachten zu lassen, ihnen zuzulächeln, und sie denn zu verlachen — mit einem Worte: ihr Herz war nur des Stolzes, aber nie der Liebe fähig. Sie wußte jede Rolle künstlich zu spielen, sich in jeden Charakter hineinzudenken, und kein Herz war stark genug, ihre Anfälle auszuhalten. Wenn Zinetti kam, waren alle Blicke auf sie gerichtet; wenn sie winkte, gehorchte alles, wenn sie in Gesellschaft anderer Mädchen erschien, war sie einer Göttin ähnlich, die im Zirkel schwacher Sterblichen auftritt; alles sah sie erstaunend an, alles warf sich zu ihren Füssen. Viele Jünglinge verließen die zärtlichsten Mädchen, und zogen die Fessel dieser Spröden den sanftesten Freuden der Liebe vor. Mit einem Worte: Zinetti war eine zauberische Schönheit, und man nannte sie die marternde Liebe. Unter den tausenden, die in dem Orte wohnten, wo Zinetti war, befand sich ein einziger Jüngling, der gleichgültig gegen ihre reitzende Schönheit war, und von dem sich Zinetti nicht schmeicheln konnte, daß er je ein einziges Körnlein Weihrauch ihrer Eitelkeit gestreut hätte. Dieser Jüngling war Alvero, ein Mann von Grundsätzen und Gefühl. Er verachtete in seinem Herzen die eitle Zinetti, und zeigte öffentlich bey mancher Gelegenheit, daß ihre Blicke an seinem Herzen wie stumpfe Pfeile über einen Panzer abgleiteten. Durch Alveros Kaltblütigkeit

wurde

wurde die Eitelkeit der Zinetti bald beleidiget, und nun machte sichs dieses stolze Mädchen zu ihrer einzigen Beschäftigung, Alveros Herz zu studiren, und ihn in ihre Fesseln zu bringen. Selten ist ein Mann, der den Blicken eines Weibes widersteht, das sich einmal festgesetzt hat, ihn in ihr Garn zu locken; besonders, wenn es schön ist und Witz hat. Unsere Eigenliebe und unsere Sinnlichkeit alliiren sich so bald, und unser eigenes Herz wird an uns zum Verräther, und so unterliegen wir im Kampfe und werden Sklaven des Weibes. Alvero wußte dieses alles, und traute daher seinem Herzen nicht. Trau' dem Weibe nicht, sagte er zu sich selbst, denn alle ihre Blicke sind Verstellung, all ihre Worte Lügen: sie liebt dich nicht, und wird dich niemal lieben; aber sie möchte gern der Welt zeigen, daß ihrem Willen alles unterliegen soll. Könntest du je den unseligen Gedanken fassen, sie zu lieben, wie unglücklich würdest du seyn! denn würde sie dich ihre ganze Verachtung fühlen lassen; sie würde triumphirend dich zu ihren Füssen sehn, deiner Liebe hohnlächeln, und der Welt sagen: Seht den stolzen Alvero, wie er da schmachtet — wie er winselt, wie ein Blick von mir ihn tödtet, und ihn wieder belebt — seht die Stärke des Mannes, der mir einst stolz unter die Stirne tratt! — — So sagte sich Alvero, und sein Herz rüstete sich mit neuem Muthe wider Zinetti.

Alvero kam öfter in das Haus der Marchese Spinelli. Diese hatte eine Tocheer, nicht so schön, wie Zinetti, aber liebevoll wie eine Huldgöttin. Man nannte sie Laura Spinelli. Laura war die vertrauteste Freundin der Marchese Zinetti, denn sie waren beyde von gleichem Alter, und Gespielinnen gleicher Jugend. Unzertrennlich waren Zinetti und Laura, und nun auch Alvero, der Lauren liebte, und um sie warb. Laura hatte ein Herz voll Unschuld und Aufrichtigkeit, und machte ihre Freundin zur Vertrauten ihrer Liebe, die bey dieser Nachricht im Stillen Wuth und Galle kochte: aber Zinetti wußte sich zu verstellen, und gab die Hofnung ihres Sieges nicht auf. Es mag Laura, sagte sie, ihren Alvero zum Mann haben, ich beneide sie nicht; aber dahin muß ich es noch bringen, daß er zu meinen Füssen schmachtet, und wenn es auch nur eine Minute lang ist, und sollte ich hierüber den Verstand verliehren. Nun wandt' sie alle Kunstgriffe an; aber Alveros Herz, das ganz für seine Laura schlug, war wie ein Stein unbeweglich und kalt. Die gute Laura vermuthete ihre Freundin Zinetti keiner unedlen That fähig, noch weniger kam ihr je der Gedanke, daß sie Absichten auf Don Alvero haben sollte. Täglich ward das Band ihrer Freundschaft enger geschlossen, täglich schienen sie unzertrennlicher zu seyn. Der Tag zu Alveros

Hochzeit mit seiner Laura war bestimmt, und niemand war mehr beschäftigt als Zinetti diesen Tag der Freude und des Vergnügens zu verherrlichen. Ich muß mir ehvor die Achtung dieses Mannes zu gewinnen suchen, sagte Zinetti, denn wird sich die Sache selbst geben. In den ersten Tagen der Liebe mit Laura sind meine Versuche vergebens, aber nach einigen Monaten, oder Jahren — denn will ich mich geltender als sie machen, und Alvero soll gedemüthigt seyn; Zinetti wird ihm zeigen, daß ihr nichts widerstehen kann, wenn sie will. So schwärmte das eitle Weib und brütete über Plane und Entwürfe.

Laura ward Alveros Gattin; sie verlebten die glücklichsten Tage der Liebe und der Eintracht. Zinetti verließ sie selten, und schien ganz ihre Lebensart geändert zu haben. Nicht wahr, Alvero! sagte sie oft, Sie kannten mich doch einmal als eine recht eitle Thörin, aber nun bin ich die nicht mehr, die ich war. Eine Liebe hat meinen Verstand zurechtgewiesen: ich sehe ein, daß ein Weib, das von einem Manne geliebt wird, glücklicher ist als eine Coquette. Alvero wurde Zinetti Vertrauter; sie entdeckte ihm, daß sie einen gewissen Mylord Sprinker wahrhaft liebe, und ihn zu heurathen dächte. Doch dies alles war nur List, um den guten Alvero einzuschläfern. Was thut ein Weib nicht, um ihre Plane auszuführen? — Wirklich war ein Mylord Sprinker in V**. Er warb um Zinetti, und die Sache wurde ganz ernsthaft. Unterdessen wurde Laura tödtlich krank, und Zinetti zeigte sich nun ganz als Freundin.

Die

Die zärtliche Sorgfalt, die sie für Laura hatte, die Achtsamkeit auf Alveros Haus, dem sie die Wirthschaft besorgte, alles machte diese Zinetti dem guten Alvero verehrungswerth. Er zeigte die wärmste Freundschaft für sie, aber niemal Liebe. Endlich ward Zinetti der Rolle überdrüßig, die sie solang vergebens spielte; sie suchte sich an Alvero zu rächen. Die vorgebliche Liebe mit Mylord Sprinker kam zu weit; Zinetti wollte ihn nicht zum Manne. Nun mußte man auf einen Plan denken, wie man seiner los werden könnte. Zinetti stellte sich eifersüchtig, und zwar so, als ob sie mit Laura eiferte. Sie schrieb ein Billet an Mylord; machte ihm Vorwürfe, als wenn er mit Laura eine Zusammenkunft gehabt hätte, und Zinetti ließ das Billet auf Alveros Schreibpult liegen. Alvero sah dies unbekannte Billet, las es, und das Gift der Eifersucht wirkte in seiner Seele. Er wurde nachdenkend, er sprach Zinetti hierüber; aber sie vertheidigte Lauren, nannte sich selbst eine Thörin, eine eifersüchtige Schwärmerin, und nährte die Flamme des Verdachts in Alveros Herz nur mehr, wie mehr sie schien, daß sie selbe zu löschen sich bemühte. Es giebt eine Art von Entschuldigung, die ärger und schädlicher ist, als die Anklage selbst, und niemand besitzt diese Kunst durch Entschuldigungen anzuklagen meisterlicher als das Frauenzimmer. Zinetti wußte wohl, daß Eifersucht eine gefährliche Leidenschaft wäre, und sie bediente sich nun dieser, um ihre Absicht zu erreichen. Man sagt, sprach sie einst zu Alvero, Sprinker besuche Lauren alle Abend; allein es ist eine wahre Lüge: Sie wissen Alvero wie die Leute sind; man weiß, daß wir Freunde sind, und man sucht uns zu trennen. Wissen Sie was, wir wollen uns selbst

von der Wahrheit der Sache überzeugen. Schützen Sie eine Abreise vor, Alvero, und wir wollen Lauren am Abend überraschen. Der Vorschlag wurde zum Werk. Unterdessen aber schrieb Zinetti an Sprinker folgendes Billet:

„Wenn Sie ihre Zinetti lieben, so kommen Sie heut „Abends zu Lauren. Alvero ist zwar nicht hier. Erwar„ten Sie mich auf ihrem Zimmer, und sollt es auch „bis Mitternacht seyn. Ich fodere es von Ihnen als „eine Probe ihrer Liebe“.

Ihre Zinetti.

Mit Ungeduld erwartete Alvero die Nacht, und Laura saß in stiller Zufriedenheit in ihrem Zimmer, und sang Lieder der Liebe zum Andenken ihres Alvero. Der Mond glänzte am Himmel, Laura lag am Fenster: da kam Sprinker, und Laura empfieng ihn als den Freund ihrer Freundin, als er ihr das Billet wieß, das ihm Zinetti schrieb. Es gieng gen Mitternacht; Sprinker wartete noch immer, aber Zinetti kam nicht; Laura wurde unruhig, und ihr ahndete, ich weiß nicht, wie viel Trauriges.

Binnen der Zeit, als Sprinker traurig auf Laurens Zimmer saß, gieng Zinetti hin, Alvero aufzusuchen, der sie ungeduldig in einer Laube im Garten erwartete. Mit zerstreuten Haaren, mit blassen Gesichte näherte sich Zinetti. Unglücklicher! schrie sie auf, wir sind betrogen. Komm, überzeuge dich deiner Schande, sieh deine Laura in den Armen eines niederträchtigen Buhlers, und bist du je ein Mann, so räche dich und mich. O betrogener Alvero! du verdientest das um deine

Laura

Laura nicht; o wüßte sie deinen Werth zu schätzen, wie ich — und du, Unglücklicher! konntest meine Liebe, die ich lange gegen dich fühlte, verschmähen! — O was hätte Zinetti nicht für Alvero thun können! — — Da sah Alvero mit starren Blicke zur Erde; endlich erhob er sein Auge, und drückte Zinetti an seine Brust. Er sank zu ihren Füssen. Göttliches Weib! rief er, wie konnte ich dich verkennen! — Aber beym Himmel! ich will mich und dich rächen. Nun eilte er hin, und eben als er an die Thüre seines Hauses kam, verließ Sprinker Laurens Zimmer. Sogleich fiel er ihn mit entblößten Degen an; er wollte sich vertheidigen, aber Alvero hörte nicht. Kämpfe, Bube! schrie er, und unglücklich sank Alvero verwundet zur Erde, und Sprinker flüchtete sich. Denn, als Alvero schon mit dem Tode rang, kam die boshafte Zinetti. Ich hab mich durch dich selbst an deinem Herzen gerächet, schrie sie ihm ins Ohr, feiger Alvero! ich habe dir durch Betrug das Geständniß deiner Liebe abgetändelt; alles, was ich dir sagte, war Lüge. Lerne, was ein Weib zu unternehmen im Stande ist, wenn du ihre Eitelkeit beleidigest. Denn entfernte sie sich wie eine Furie mit zerstreuten Haaren. Die unglückliche Laura fand ihren sterbenden Alvero; sie bemühte sich vergebens mit Küssen der Liebe seine bereits entflohene Seele auf seinen kalten Lippen wieder zurückzurufen; er starb, und seine zärtliche Laura konnte seinen Tod nicht überleben. Sie ergrif den Degen, der neben ihm lag, und durchbohrte ihr eigenes Herz an seiner Seite. Zinetti vergiftete sich selbst, und triumphirte noch im Tode über die Schwachheit des guten Alvero.

Sätze durch Erfahrungen bestättigt.

Eitelkeit ist die heftigste Leidenschaft eines Weibes.

Ein eitles Weib will keinen Liebhaber, sondern immer Anbether; keinen Gatten, sondern einen Sklaven.

Ein eitles Weib will alles besiegen: den sie besiegt, den liebt sie nicht; der ihr widersteht, den hasset sie.

Ein eitles Weib ist nie fähig die Freundin einer andern zu seyn, als nur in sofern ihre Eitelkeit dabey gewinnt.

Für ein eitles Weib ist die Schönheit einer andern Beleidigung, und die Tugend ein unverzeihliches Verbrechen.

Eine tugendhafte Frau gleicht heut zu Tage unter den eitlen Weibern einer armen Kautze, die auf einem Stocke im offnen Felde steht, und auf die alle Vögel herabstossen, und sie verfolgen.

Jedes eitle Weib trägt alles mögliche zum Verderben einer andern bey, um sie denn auf alle Arten zu erniedrigen, obwohl sie vielleicht in ihrer Seele noch dreymal schlechter ist, als die Verdorbene.

Wenn ein eitles Weib die Tugend lobt, so geschieht es nicht darum, weil sie Liebe zur Tugend hat, sondern weil sie glaubt Gelegenheit zu finden, Frauen, die ihres gleichen sind, und ebenfalls keine Tugend haben, zu erniedrigen.

Die meisten Weiber reden gut von Sittlichkeit, Eingezogenheit, Treue, damit sie mehr Stoff finden, über andere loszuziehen, oder um zu weilen die Freude des Widerspruchs zu haben.

Die

Die meisten Weiber, deren Seelen schwarz sind, können jene nicht vertragen, die noch weisse Seelen haben. Sie wenden alles an, diese auch schwarz zu machen, oder wenigstens müssen sie scheckigt seyn. Diese Sätze bestättigt die alltägliche Erfahrung.

Der beste Rath, den ich jemanden zu geben im Stande bin, ist dieser: studire das Weib, eh du es nimmst: aber zu diesem Studium gehört Kaltblütigkeit und Vernunft, und die geht meistentheils zum Geyer bey der Liebe. Man hangt an der Larve, und denkt nicht ans Herz.

Ihr mögt sehen, Kameraden, wie ihr euch durchschlägt: so viel ist gewiß, daß das Verderbniß der Sitten den höchsten Grad erreicht hat.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

München,
gedruckt bey Joseph Zängl Stadtbuchdrucker.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Eckartshausen, Carl von,

Copien nach wahren Originalien menschlicher Charaktere

München 1788

P.o.germ. 289 t
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10107580-7
VD18 11738316